1,30 DM / Band 51
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 10,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 24 / Frankr. F 3,20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Niederl. f 1,60 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Horror-Kreuzfahrt

John Sinclair Nr. 51

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 26.06.1979

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Horror-Kreuzfahrt

Die erste Ratte sprang mich an.

Es war ein dickes, widerliches graubraunes Biest. Seine höllisch scharfen Zähne funkelten im Licht meiner Bleistiftlampe.

Und es hatte mich als Beute ausgemacht.

Gegen Ratten hatte ich schon immer etwas.

Besonders gegen ausgehungerte.

Ich sprang zur Seite, und das Tier verfehlte mich. Es klatschte auf den Boden, wirbelte sofort wieder herum, um einen zweiten Angriff zu starten.

Diesmal war mein Fuß schneller.

Der Karatetritt traf voll. Die Ratte quiekte, wurde quer durch das stinkende Verlies geschleudert und landete an der Wand. Sie würde nie mehr jemand angreifen.

Aber das Biest war nicht allein. Hinter dem Maschendraht bewegten sich Hunderte dieser Bestien.

Eine feine Lage, in die ich geraten war. Angefangen hatte alles mit einem Zeitungsartikel. In einem Hongkonger Blatt schrieb der Reporter Mike Kilrain über Vampire. Angeblich sollten in Hongkong die Blutsauger aufgetaucht sein. Nun ja, Hongkong gehört zur Krone, und ich flog in Begleitung meines Freundes Suko hin. Während er alte Beziehungen auffrischen wollte, traf ich mich mit Mike Kilrain. Er führte mich zu einem Beerdigungsinstitut, das von einem Mann namens Huang geleitet wurde. Ihn traf ich nicht an, dafür eine wunderbare Frau, die sich als seine Tochter vorstellte. Als ich ihr Fragen stellte, wurde ich von zwei Vampiren angegriffen. Ich konnte beide erledigen, verließ das Institut wieder, stieg in ein Taxi, und dann war es aus.[1]

Man setzte mich durch Gas außer Gefecht.

Ich erwachte in einem Abwasserkanal, hing an einem Pfahl gefesselt quer über dem stinkenden Wasser und erlebte den Auftritt des Gelben Satans, der von einem Rattenheer bewacht wurde. Ratten und Vampire, das waren die Begleiter des Gelben Satans.

Mich schafften zwei stumpfsinnige Träger weg. Sie brachten mich, immer noch an den Pfahl gefesselt, zum Strand, wo ich zu einem Schiff gefahren wurde, das in einer Bucht ankerte.

Auch der Gelbe Satan befand sich auf dem Schiff, dessen Besatzung aus Flugvampiren und Verbrechern bestand.

Man band mich von dem Pfahl los, doch ich blieb weiterhin gefesselt und wurde durch eine Luke unter Deck geworfen, wo ich mich auch jetzt noch befand.

In mühevoller Kleinarbeit gelang es mir, die Stricke zu lösen. Die Waffen und Ausrüstungsgegenstände hatte man mir zum Glück gelassen, so daß ich nicht völlig hilflos war.

Aber kämpfen Sie mal, nur mit einer Pistole bewaffnet, gegen Hunderte von Ratten! Wo Suko sich herumtrieb, das wußte ich nicht. Ich hoffte, daß er irgendwann meine Spur fand und mich aus meiner miesen Lage befreite.

Alles Stöhnen half nichts, ich mußte sehen, wie ich damit fertig wurde. Das Schiff hatte längst Fahrt aufgenommen. In der kurzen Zeit auf dem Deck hatte ich einen flüchtigen Eindruck des Seelenverkäufers gewonnen und das Gefühl gehabt, daß der Kahn nur mehr vom Rost zusammengehalten wurde.

Doch das waren Dinge, die mich nichts angingen.

Die Lampe hielt ich in der linken Hand und ließ sie zweimal kreisen. Die Ratten gebärdeten sich wie wild. Sie tanzten und krabbelten an dem Gitter hoch, drängten von unten her immer wieder nach, schoben die anderen weiter und versuchten so, die aufgerissene Stelle zu erweitern.

Es gelang.

Zwei Ratten purzelten zu Boden.

Ich hätte sie erschießen können, aber ich wollte Munition sparen, war blitzschnell am Gitter und schaffte die erste Ratte, bevor sie zubeißen konnte.

Die zweite hackte ihre Zähne in den Hosenstoff meines linken Beins.

Verdammt.

Rasch bückte ich mich, ergriff den Rattenkörper, riß das Tier hoch und schleuderte es gegen die Wand.

Von der Ratte drohte mir keine Gefahr mehr.

Aber ich konnte hier nicht ewig bleiben und Ratten töten. Ich mußte mir etwas einfallen lassen.

Da fiel mir die schmale, kaum hüfthohe Tür ein, die ich bei der Durchsuchung des Verlieses entdeckt hatte. War sie ein Fluchtweg?

Rasch lief ich hin, kniete mich nieder und drückte die Holzklinke. Hinter mir pfiffen und fiepten die Ratten. Mir lief eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken. Ich betete, daß die Tür offen war.

Sie war es.

Dunkelheit gähnte mir entgegen. Ich leuchtete in das Loch, doch der schmale Strahl verlor sich in der Finsternis.

Hinter mir klatschten mehrere Ratten auf einmal zu Boden. Das war für mich das Startsignal. Egal, wo ich landete, ich mußte jetzt alles auf eine Karte setzen.

Ich quälte mich durch die winzige Tür und hämmerte sie sofort hinter mir zu.

Das war mein Glück, denn einen Herzschlag später klatschten die Körper gegen das Holz.

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Da hatten die lieben Tierchen Pech gehabt.

Zum Glück konnte ich mich wieder aufrichten, machte einen Schritt nach vorn in die Dunkelheit hin – und fiel!

Unwillkürlich schrie ich auf und rollte mich noch in der Luft zusammen, wie ich es im Training gelernt hatte.

In diesen Sekunden des freien Falls stand ich eine schreckliche Angst aus. Ich wußte nicht, wo ich landete und hatte das Gefühl, mein Herz würde stehenbleiben. Abermals fiel ich weich.

Doch diesmal wurde ich nicht von Säcken gebremst, sondern von mehreren Taurollen, die nebeneinander aufgestapelt lagen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Trotz meiner miesen Lage schien ich

doch ein Glückspilz zu sein.

Stellte sich nur die Frage, wo ich jetzt gelandet war. Von einem Gefängnis im anderen, soviel wußte ich.

Die kleine Lampe mußte herhalten. Soweit ich es im dünnen Strahl erkennen konnte, befand ich mich in einem gewaltigen Laderaum. Ich hörte die Wellen gegen die Bordwand klatschen.

Der Laderaum war sehr groß, aber nicht leer.

Ich sah eine Holzleiter, die zu einer gewaltigen Luke führte, die förmlich dazu einlud hinaufzuklettern.

Mit langen Überlegungen hielt ich mich erst gar nicht auf, sondern machte mich sofort daran, die Leiter zu besteigen.

Die Sprossen waren mehr als morsch. Sie ächzten in allen Fugen, und ich hatte Angst, daß sie unter meinem Gewicht zerbrächen.

Doch sie hielten.

Auf halber Strecke legte ich eine Pause ein. Ich glaubte, etwas entdeckt zu haben, und leuchtete mit der Lampe gegen die innere Verkleidung der Bordwand.

Dort sah ich kurz über dem Deck mehrere viereckige Luken, die durch Schiebebretter verdeckt waren. Unterhalb der Luken zog sich parallel zur Bordwand ein Holzsims hin, auf dem ein Mensch, wenn er gelenkig genug war, gerade noch Platz fand.

Ich traute mir das zu.

Aber wie hinkommen?

Die Taue!

Jetzt kamen sie mir gerade recht.

Hastig kletterte ich die Leiter hinunter und rollte ein Tau auf.

Die Dinger waren dick wie drei Finger, dazu schmutzig, und außerdem stanken sie noch. Ich rollte eine Taurolle so aus, daß sie ungefähr die Länge hatte, die ich benötigte, säbelte sie mit dem Messer durch und stieg dann damit die Leiter wieder hoch.

Im Schein der Lampe erkannte ich, daß die Leiter an der Luke befestigt war. Fantastisch. Damit hatte ich einen festen Punkt.

Ich schlang einen Dreifachknoten über die drittoberste Sprosse der Leiter, prüfte die Festigkeit, nickte zufrieden und drückte mir selbst die Daumen.

Dann zog ich das untere Ende des Taus hoch und nahm es fest in die rechte Hand, während ich die kleine Lampe mit dem Mund hielt.

Jetzt mußte ich Tarzan spielen. Sie haben längst erkannt, liebe Leser, was ich vorhatte. Ich wollte mich von der Leiter aus auf die Luken zuschwingen und dabei versuchen, auf dem schmalen Holzsims Halt zu finden, um eine der Klappen zu öffnen.

Ein gewagtes Unterfangen, aber was blieb mir anderes übrig? Zuviel Schwung durfte ich mir auch nicht geben, denn dann prallte ich gegen die Verkleidung.

Ich stieß mich ab.

Das Seil schwang mit seiner lebenden Last durch den gewaltigen Laderaum, und ich hoffte inständig, daß die Leiter hielt. Im Licht der Lampe sah ich kaum etwas, dann aber war plötzlich die Wand vor mir.

Und ich prallte dagegen.

Mist, verdammter.

Ich verlor die Übersicht. Der Stoß hatte mich bis in die Zehenspitzen erschüttert. Eisern hielt ich fest, während das Seil wieder zurückschwang.

Rasch löste ich die rechte Hand, streckte den Arm zur Seite und bekam gerade noch den Leiterbalken zu fassen, so daß ich mich an die Stiege heranziehen konnte.

Mit den Füßen hangelte ich mich auf eine Sprosse, blieb dort stehen und dachte erst einmal nach.

Es war ganz einfach. Ich hatte zuviel Schwung gehabt. Das sollte mir beim zweiten Versuch nicht passieren. Im Stillen gab ich mir die Kommandos und pendelte auf mein Ziel zu.

Gut kam ich an, wirklich gut. Dann der Aufprall. Längst nicht so heftig wie beim ersten Versuch.

Die rechte Hand vom Seil lösen, zupacken – der Sims…

Ich hatte ihn.

Hielt eisern fest, krallte meine Finger um das Holz, löste auch die linke Hand und griff zu.

Das Seil pendelte zurück, und ich hing am Sims.

Teil eins war geschafft.

Aber es ging weiter. Ich habe nie übermäßig viel gewogen, aber nun merkte ich mein Gewicht doch. Und alles hing an den Fingerspitzen. Lange hielt ich das nicht aus. Das hatte ich auch gar nicht vor.

Ein Klimmzug.

Himmel, war das eine Schufterei. Ich keuchte und war schweißgebadet, kam aber langsam höher, brachte mein Gesicht sogar bis an die Luke heran und setzte nun alles auf eine Karte.

Blitzschnell ließ ich die linke Hand los, packte den Griff der Luke und schob das Brett hastig zur Seite. Dann mußte ich wieder nach dem Sims greifen.

Ich hatte die Luke einen Spalt geöffnet.

Frischer Seewind blies in den Laderaum und kühlte angenehm mein Gesicht.

Beim zweiten Versuch schaffte ich es, die Luke zur Hälfte aufzustoßen, so daß ich mich schon mit der linken Hand an deren unteren Rand festklammern konnte.

Was nun kam, war im Gegensatz zu vorher ein Kinderspiel. Ich stieß das Fenster völlig auf, klammerte auch die rechte Hand um den Lukenrand und zog mich hoch, wobei ich mir mit den Knien

Schützenhilfe gab.

Schließlich hing ich zur Hälfte mit dem Oberkörper aus dem Schiff. Wenn jetzt jemand über die Reling schaute und mich sah, war alles umsonst.

Doch ich hatte Glück.

Fast schwarz präsentierte sich die unendliche Wasserfläche. Hin und wieder blitzten die Schaumkronen der Wellen auf. Der Mond hatte sich hinter Wolken versteckt. Lichter entdeckte ich überhaupt nicht, obwohl es im Südchinesischen Meer von Inseln nur so wimmelte. Wir mußten eine verdammt wenig befahrene Route entlangdampfen.

Dampfen war in der Tat der richtige Ausdruck, denn man hielt mich auf einem Dampfschiff gefangen.

Tief unter mir rauschte und gurgelte das Wasser. Man konnte schon ein komisches Gefühl bekommen, wenn man hinunterschaute. Ich vernahm auch das Mahlen der Schraube und das Klatschen der Wellen gegen die Bordwand.

Mein Blick wanderte nach rechts, zum Heck des Schiffes hin. Dort wurde das Wasser zu einer hellen Gischtfront hochgewirbelt. Aber ich sah noch etwas.

Ein Boot!

Unser Boot, in dem man mich auch zum Schiff gebracht hatte. Es befand sich im Schlepptau des Kahns, und soweit ich sehen konnte, waren die Ruder noch vorhanden.

Vor Freude machte mein Herz einen Sprung. Wenn ich das Boot erreichte, war viel gerettet. Ich konnte das Tau kappen und zurückrudern.

Aber um abzuspringen, mußte ich mich noch weiter aus der Lukenöffnung hangeln.

Das versuchte ich. Nun kam mir meine schlanke Figur zustatten. Zwar schrammte ich ein paarmal an den Rändern entlang, aber das waren keine Probleme.

Achtgeben mußte ich auf die Schiffsschraube. Ich durfte ihr nicht zu nahe kommen. Schon bekam ich das Übergewicht. Der Oberkörper neigte sich. Ich zog die Beine etwas an, holte noch einmal tief Luft, stieß mich mit dem rechten Fuß ab – und sprang.

Im Kreisbogen flog ich durch die Luft. Ich hielt beide Arme vorschriftsmäßig ausgestreckt. Rasend schnell kam die schwarze, irgendwie drohend wirkende Wasserfläche näher.

Dann tauchte ich ein.

Plötzlich befand ich mich in einer anderen Welt. Das kalte Wasser traf mich wie ein Schock. Raketengleich glitt ich in die Tiefe, um dann wieder aufzutauchen. Ich wollte mich nicht zu weit vom Schiff entfernen. Soviel Fahrt wie der alte Seelenverkäufer machte, so rasch konnte ich nicht schwimmen.

Ich schoß wie ein Korken an die Oberfläche und bekam einen Schreck.

Der Kahn war schon fast an mir vorbei. Das war ein kleiner Vorteil, ich geriet nicht in den direkten Sog der Heckschraube. Das große Boot, das mein Ziel war, schaukelte auf den Wellen. Hin und wieder spritzte Wasser über, wenn die lange Dünung gebrochen wurde.

Es ist gar nicht so einfach, im Meer zu schwimmen, die Wellen haben doch eine andere Kraft als im Pool.

Die ersten Yards schwamm ich unter Wasser, tauchte dann auf und kraulte auf das Boot zu.

Ich vergaß dabei nie, die Augen zu öffnen, sondern schaute mich um, so gut es ging. Ich hielt nach den Vampiren Ausschau, die sich auch in riesige Fledermäuse verwandeln konnten, doch von ihnen entdeckte ich nicht die Spur.

Dafür sah ich etwas anderes.

Spitze, dreieckige Flossen.

Ich hatte das Gefühl, mein Herz würde stehenbleiben, und ich verlor wertvolle Sekunden.

Haie!

Das Schiff wurde von Haien begleitet.

Sie hatten mich eingekreist und kamen von Sekunde zu Sekunde näher…

***

Kai-tak stieß mit einem wuchtigen Fußtritt die Tür auf und sprang in kampfbereiter Karatehaltung in die primitiv gebaute Hütte dicht am Hafen.

Der magere Chinese auf der Matte schlotterte vor Angst. Vor ihm stand ein junger Bursche, der einen Coltrevolver in der rechten Hand hielt.

Kai-tak winkte ab. »Du kannst gehen, Sen. Danke.«

Sen verneigte sich, steckte die Waffe weg und verließ das Haus. Er machte Platz für den eintretenden Suko, der mit seinem Freund Kai-tak dieses Haus aufgesucht hatte. Nicht ohne Grund.

Suko war, ebenso wie ich, in einen Trubel von Abenteuern geraten. Er hatte früher viele Jahre in Hongkong gelebt und seinen alten Lehrmeister Li-Shen aufgesucht, der zu den reichsten und mächtigsten Männern der Stadt gehörte.

Auch Li-Shen hatte von dem Auftauchen der Vampire gehört und stellte sich auf Sukos Seite. Er, sein Leibwächter Kai-tak und Suko besuchten das Beerdigungsinstitut von Huang, aber da war ich schon längst ausgeschaltet worden. Shao, Huangs Tochter, empfing die Besucher, und Suko war es, der die Vampirasche entdeckte. Doch bevor er das Mädchen zur Rede stellen konnte, lockte es die Männer in

eine teuflische Falle, der sie nur mit knapper Not entkommen konnten. [2]

Es gelang ihnen, Shao zu überwältigen und zu einem der Häuser Li-Shens mitzunehmen.

Schon auf der Fahrt war Suko von dem Reiz dieses Mädchens beeindruckt gewesen. Auch ihr war er nicht gleichgültig, wenigstens gab sie ihm das mit Blicken zu verstehen.

Sie zeigte sich aber verstockt. Nach einigen Fragen jedoch gab sie zu, daß ihr Vater mit dem Gelben Satan paktierte. Ob freiwillig oder nicht, das hatten Suko und seine Freunde noch nicht herausbekommen. Shao aber entschloß sich zu einer Zusammenarbeit, und darüber war Suko froh. Sie berichtete, daß Mike Kilrain zu einem Vampir geworden war und nun dem Gelben Satan diente. Suko und Kai-tak fuhren zu Kilrains Haus.

Sie wurden von Kilrain beschossen, und Kai-tak bekam eine Kugel in den Arm. Das hinderte die Männer jedoch nicht daran, sich auf Kilrains Spur zu setzen, denn der Reporter hatte es verstanden, sich im letzten Augenblick mit seinem Wagen abzusetzen.

Auf Kai-taks Kawasaki nahmen die beiden Männer die Verfolgung auf. Sie waren schneller, drängten Mike Kilrain in die Enge, so daß er die Gewalt über seinen Wagen verlor und gegen eine Felswand fuhr. Er selbst lief weg, doch Suko blieb ihm auf den Fersen, stellte ihn rasch, und es kam zu einer Schießerei, die Suko für sich entschied. Der Vampir zerfiel zu Staub.

Viel weiter waren Suko und Kai-tak auch nicht gekommen. Sie wußten zwar von dem Gelben Satan, aber wo sie ihn finden konnten, war ihnen unbekannt.

Li-Shen setzte nun all seine Beziehungen ein, mobilisierte ein Heer von Spitzeln, denn ein paar Hinweise besaßen sie. Der Gelbe Satan mußte auf irgendeiner Insel seinen Stützpunkt haben.

Wenn das stimmte, dann hatte er sicherlich ein Schiff gefunden, das ihn dorthin brachte.

Kapitäne, die für Geld alles taten, gab es genug.

Deshalb sollten die Spitzel sich im Hafen umschauen und umhören.

Wie es schien, hatten sie sogar Erfolg gehabt.

Suko schloß die Tür.

Der magere Chinese begann zu jammern. »Ich weiß nichts, ich weiß nichts…«

Kai-tak ging einen Schritt vor, baute sich breitbeinig vor dem Knaben auf und schaute ihn nur an.

Für den Chinesen mußte der hochgewachsene und bärenstarke Kai-tak wie ein Riese wirken.

Der Mann begann zu zittern.

»Weißt du wirklich nichts?« fragte Kai-tak. Seine Stimme klang nicht

einmal drohend, doch es lag eine gefährliche Sanftheit darin, die den mageren Chinesen schaudern ließ.

Er wollte noch weiter zurückkriechen, doch da war die Wand in seinem Rücken, die ihn aufhielt.

»Los, raus mit der Sprache!«

»Es ist… in der Nacht ein Schiff abgefahren.«

»Name des Schiffes!« forderte Kai-tak.

»Ocean Steamer!«

»Wie heißt der Kapitän?«

»Keine Ahnung. Ein Engländer, glaube ich.«

Kai-tak wandte sich zu Suko um. »Wenn das stimmt, bekommen wir es heraus.«

»Wohin ist das Schiff gefahren?« wollte Suko wissen.

»Das – das kann ich nicht sagen.«

Kai-tak bückte sich und hob den mageren Chinesen mit einer Hand hoch. »Ich will den Zielort wissen.«

»Nein – ich… aahhh!« Plötzlich verzerrte sich das Gesicht des Mannes. Eine Scheibe klirrte, und schon war es um den Chinesen geschehen. Das Geräusch des Abschusses war kaum zu hören, aber im nächsten Augenblick steckte eine Stahlnadel in der Brust des Mannes. In Höhe des Herzens.

»Deckung!« schrie Suko und lag schon am Boden, wobei er blitzschnell seine Waffe zog.

Auch Kai-tak ließ sich fallen. Die nächste, heimtückisch abgeschossene Stahlnadel wischte haarscharf an seinem linken Ohr vorbei und blieb in der Wand stecken.

Suko rollte sich zur Tür, sprang hoch und trat sie auf, während Kai-tak einen leichten Hocker auf das zerstörte Fenster schleuderte.

Doch der unheimliche Schütze war bereits verschwunden, untergetaucht in dem Wirrwarr der Häuser, Buden und Baracken.

Mit schußbereiter Waffe stand Suko vor der Tür und schaute sich vergebens nach dem Mörder um.

Kai-tak kam zu ihm.

Suko sagte: »Der Gelbe Satan scheint hier mehr Freunde zu haben, als wir annehmen.«

Kai-tak nickte bestätigend. »Ja, es wird eine Geheimorganisation geben, und ich frage mich wirklich, wie groß deren Mitgliederzahl wohl ist.«

»Was machen wir jetzt?«

Kai-tak hob die breiten Schultern. »Zeugen zu befragen, hat keinen Sinn. Niemand würde uns etwas sagen.«

Suko nickte. »Es ist überall gleich. Ob in London, New York oder Hongkong. Die Leute haben Angst.«

Kai-tak machte eine Handbewegung. »Schau dich mal hier um. Die

Menschen, die hier hausen, leben von einer halben Hand Reis am Tag. Die sind für Geheimbünde sehr empfänglich, wenn sie nur einmal genug zu essen haben.«

Suko ließ seinen Blick wandern.

Was er zu sehen bekam, bezeichneten viele als exotisch oder romantisch, doch für Suko waren es Armut und Depression.

Schiffe, Boote und Kähne bildeten ein Durcheinander, das seinesgleichen suchte. Kai-tak und Suko befanden sich nicht im offiziellen Teil des Hafens, an dessen Kais Kriegs- wie auch Handelsschiffe anlegten, sondern sie irrten in jenem Teil herum, in dem niemand die genaue Übersicht besaß.

Suko sah flache kanuartige Schiffe, dann Sampans und nachgebildete Dschunken. Manche Häuser standen auch nur auf einfachen Flößen. Andere wiederum besaßen nicht einmal ein Dach. Überall war die Armut zu spüren, mit der die Bewohner der Schiffe reich gesegnet waren.

Straßen oder Wege gab es nicht. Man sprang kurzerhand von Schiff zu Schiff, um weiterzukommen. Täglich wuchs die Masse der Boote weiter ins Meer hinein, und es wurde endlich Zeit, daß die Behörden eingriffen.

Auf dem Wasser wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Da waren die fahrenden Händler mit ihren langen flachen Booten. Übereinandergestapelte Gemüsekisten waren zum Platzen voll, und die Händler priesen mit lauten Stimmen ihre Waren an.

Hin und wieder wurde ihnen was gestohlen. Besonders geschickt stellten sich dabei die Kinder an. Dann begannen die Händler jedes Mal zu zetern und zu schreien. Bekamen sie einen der jugendlichen Diebe zu fassen, setzte es Hiebe.

Und das nicht zu knapp.

Suko hob die Schultern. »Pech gehabt«, meinte er. »Wir wissen nicht einmal, wie der Schurke aussieht.«

»Den wirst du auch nicht finden«, sagte Kai-tak.

»Und jetzt?«

»Wir müssen wieder zurück.«

Suko schlug in seine offene Handfläche. »Das paßt mir überhaupt nicht«, schimpfte er.

»Aber was willst du machen?«

»Du hast doch Beziehungen. Freunde oder Bekannte hier im Hafenviertel. Kannst du die nicht mal ansprechen? Vielleicht haben sie etwas gesehen?«

»Ich habe keine Freunde«, erwiderte Kai-tak. »Hier leben höchstens bezahlte Spitzel.«

»Noch besser. Für Geld rücken die schneller mit Informationen heraus.«

»Nein.« Die Antwort klang endgültig.
»Was macht dich so sicher?« Suko ließ nicht locker.
»Die Leute haben Angst vor dem Gelben Satan und seinen Freunden«, flüsterte Kai-tak, als hätte er Furcht, den Namen laut auszusprechen. »Dieser Dämon muß bereits eine gewaltige Macht besitzen, und ich frage mich, ob wir sie brechen können.«
»So pessimistisch kenne ich dich gar nicht.« Suko wunderte sich.
»Du warst lange nicht mehr hier, Freund. Hongkong ist anders als London.«
Suko nickte. »Da hast du recht.«
Die beiden Männer standen auf einem Holzsteg, der weit ins Wasser hinausführte. Auch auf dem Steg hausten Menschen. Die hatten sich Verschlage gebaut. Aus mancher Öffnung schaute mißtrauisch ein Gesicht.
»Wie auf dem Präsentierteller«, murmelte Suko. Er hatte den Satz kaum ausgesprochen, als es geschah.
Suko hörte im letzten Augenblick das feine Sirren, gab Kai-tak einen Stoß und warf sich zu Boden. Hart prallte er auf die Planken. Er spürte einen stechenden, scharfen Schmerz an der rechten Schulter. Die verdammte Stahlnadel hatte ihn gestreift. Es war nur eine kleine Wunde, aus der ein paar Blutstropfen quollen.
Der Gegner war noch in der Nähe.
Suko warf einen Blick auf Kai-tak. »Bist du okay?«
»Ja.«
Die Männer erhoben sich wieder, blieben aber geduckt stehen. Stellte sich die Frage, woher der Schuß gekommen war. Er mußte von irgendeinem der Boote abgefeuert worden sein.
Die lagen jedoch ruhig und friedlich auf dem Wasser.
Kai-tak entdeckte den Kerl zuerst. »Dahinten!« rief er.
Als Suko den Mann sah, der plötzlich vor den Aufbauten eines alten Kahns auftauchte, war Kai-tak schon unterwegs. Mit kraftvollen Sätzen rannte er über den Steg, sprang kurzerhand über ein schmales Boot hinweg auf eine alte nachgebaute Dschunke, hinter deren Aufbauten der unheimliche Schütze gelauert hatte.
Doch der Kerl war schon weg.
Allerdings hatte er nicht den Weg zum Land hin eingeschlagen, sondern sein Fluchtweg setzte sich über die Boote hinweg fort. Und er geriet in Sukos Nähe.
Mein Freund startete ebenfalls.
Suko verließ den Steg, orientierte sich ebenfalls nicht zum Ufer hin, sondern sprang wie Kai-tak über die Boote.
Die Menschen dort kümmerten sich nicht um die Männer. Sie schienen so etwas gewöhnt zu sein und gingen weiterhin ihren Beschäftigungen nach. Sie kochten, bastelten oder schliefen. Nur die

Kinder waren neugierig.
Kai-tak jagte den Schützen von der Rückseite. Suko kam von links.
Und er war bereits gefährlich nahe.
Vier Boote höchstens trennten ihn von dem Mörder.
Der sah die Gefahr, blieb stehen und hob seine klobige Waffe.
Eiskalt drückte er ab.
Suko hechtete zur Seite. Er warf dabei zwei Körbe mit Abfall um und sah, wie die Nadel zitternd in einer Planke steckenblieb. Sofort war der Chinese wieder auf den Beinen.
Aber auch der heimtückische Schütze gab Fersengeld. Und er änderte seine Taktik. Er bewegte sich mit Riesensätzen auf die Landseite zu. Dabei hüpfte er wie ein Känguruh von Boot zu Boot.
Kai-tak gab Suko ein Zeichen.
Mein Freund hatte verstanden. Er änderte ebenfalls die Richtung. Er hatte den Vorteil, näher am Ufer zu sein, als der Mordschütze.
Mit drei Sätzen überwand Suko die letzten beiden Hindernisse und sprang auf den Kai.
Auch hier war die schmale Straße überladen. Händler stellten ihre Waren aus.
Es gab Goldschmiede, Perlensticker, Obst- und Gemüseverkäufer, Textilienhändler, Leute, die Vögel und Hamster verkauften, und dann die winzigen Garküchen, die einen für europäische Nasen penetranten Geruch verströmten.
Hinzu kam das Menschengewimmel, das in den schmalen Gassen und Straßen rund um den Hafen herrschte.
Der Mordschütze sprang an Land.
Suko war in der Nähe.
Nur zehn Schritte trennten ihn von dem Mann.
Aber zwischen den beiden befanden sich Käufer und Spaziergänger. Touristen und Einheimische.
Suko warf sich nach vorn. Er schleuderte die Gruppe vor ihm auseinander. Wie Puppen flogen die Menschen zur Seite, doch Suko kam zu spät. Der Typ vor ihm war gewitzt.
Er warf kurzerhand einen Stand mit Obstkisten um. Plötzlich rollten Apfelsinen, Mangofrüchte und verschiedene Gemüsesorten vor Sukos Füße. Der Chinese konnte kaum so rasch hochspringen. Wie ein Tänzer lief er zwischen dem auf der Erde liegenden Obst herum und kümmerte sich nicht um das Zetern des Händlers.
Der Killer gewann Vorsprung.
Er war ein kleiner, drahtiger Bursche, trug ein blaues Hemd und eine weite Hose. Seine Waffe hielt er in der rechten Hand.
Und er war schnell.
Wie ein Wiesel huschte er zwischen den vielen Menschen hindurch. Links, rechts, dann wieder rechts, links.

Er war wendiger als Suko. Außerdem kannte er sich aus.

Doch dann tauchte Kai-tak auf.

Er sprang von einem Boot, huschte durch die schmale Gasse zwischen zwei Ständen und stand plötzlich vor dem Mörder.

Der entdeckte Kai-tak sofort. Er riß nicht die Waffe hoch, wie Suko schon befürchtet hatte, sondern drehte sich halb und verschwand nach links.

Die schmale Einfahrt zwischen den beiden baufälligen Häusern war kaum zu sehen. Von einem Augenblick zum anderen war der Kerl darin verschwunden.

Suko blieb ihm auf den Fersen.

Hinter ihm schimpften und zeterten die Menschen, doch darum kümmerte sich mein Freund nicht.

Er mußte den Killer fassen. Nur er konnte ihn zum Gelben Satan führen.

Die Gasse war so schmal, daß Suko mit seinen Schultern fast die Wände links und rechts berührte. Über sich hörte er plötzlich grelles Kreischen.

Hastig schaute er nach oben und sah in einem großen Käfig drei Papageien sitzen. Der Käfig hing an einem Gerüst von der Hauswand ab.

Wer hatte die Tiere aufgeschreckt?

Suko oder der Mörder?

Mein Freund ging weiter. Er gelangte in einen Hinterhof, der so unübersichtlich war, daß Suko nicht wußte, wohin er zuerst gehen sollte. Barackenähnliche Anbauten, Treppen, Eingänge, Häuser auf halber Höhe, mit und ohne Dächer. Überall winzige Vorsprünge und kleine Erker. Das Durcheinander war nicht zu durchschauen.

In der Mitte des Hofes befand sich etwas Platz. Suko schritt hin. Langsam und konzentriert. Das Gefühl der Gefahr wurde überdeutlich. Suko merkte, wie sich seine Magenmuskeln zusammenzogen. Der oder die Gegner mußten ganz in der Nähe sein.

Da sah er sie.

Sie stürmten aus ihren Schlupfwinkeln. Sie standen auf den Vorsprüngen, Erkern oder winzigen Balkonen. Vorne, rechts, links und auch hinten.

Und sie waren bewaffnet.

Und etwas hatten sie gemeinsam.

Auf ihren Brustkörben schimmerten gelbe Teufelsfratzen. Die Männer waren die Diener des Gelben Satans.

Zwölf Gegner gegen Suko.

Kai-tak war nicht zu sehen…

***

Suko war in der Gasse verschwunden, und Kai-tak wollte ihm nach.
Doch ein Rikschafahrer versperrte mit seinem Gefährt den Eingang. Der Mann grinste Kai-tak unverschämt an.
Der hünenhafte Chinese schob den Knaben kurzerhand zur Seite. Er protestierte noch, aber das kümmerte Kai-tak nicht.
Er tauchte in die Gasse ein.
Auch ein Mann wie Kai-tak hatte am Rücken keine Augen. Deshalb sah er nicht, wie sich aus der Rikscha eine Gestalt schob, die einen lederüberzogenen Bleiknüppel in der Hand hielt.
Mit lautlosen Sprüngen hetzte der Kerl hinter Kai-tak her. Den rechten Arm hielt er schlagbereit erhoben.
Kai-tak ahnte die Gefahr, aber es war bereits zu spät, um noch wirkungsvoll zu reagieren.
Er wandte sich um, doch in der Drehung traf ihn der Schlag.
In seinem Kopf schienen tausend Sonnen gleichzeitig zu explodieren. Kai-tak machte noch zwei zögernde Schritte und brach dann zusammen. Schwer fiel er auf die Knie. Mit seinem festen Willen kämpfte er gegen die herankommende Bewußtlosigkeit an. Der Boden vor seinen Augen verwandelte sich in ein hin und her wogendes Meer. Ein anderer wäre schon längst ohnmächtig geworden, doch Kai-tak hatte eine Bombenkondition.
Da traf ihn der zweite Hieb.
Und der löschte sein Bewußtsein auf der Stelle aus.
Er rührte sich nicht mehr. Diesmal war er endgültig ins Reich der Träume eingegangen.
Plötzlich war auch der Rikschafahrer da. Gemeinsam mit dem Schläger schleppte er Kai-tak zu der Rikscha und lud ihn ein. Es war ein gehöriges Stück Arbeit, denn Kai-tak wog fast zwei Zentner. Aber sie schafften es.
Sekunden später war die Rikscha im Straßenverkehr verschwunden…

***

Das hatte mir gerade noch gefehlt.
Haie!
Die Killer der Meere, sagen die einen. Andere wiederum behaupten, Haie seien harmlos.
Mir fiel der Film »Der weiße Hai« ein. Die Erinnerung daran trug auch nicht gerade dazu bei, meinen Optimismus zu stärken.
Ich verhielt mich erst einmal still. Warf dann einen Blick in die Runde und zählte vier Dreiecksflossen, die wie scharfe Messer die Fluten durchschnitten.
Das Schiff dampfte inzwischen weiter. Aus dem Schornstein stieg eine schwarzgraue Rauchfahne, die vom Wind rasch zerfasert wurde.
Ich mußte mich beeilen, wenn ich das Boot noch erreichen wollte.

Ich tauchte und schwamm unter Wasser in Richtung des Schiffes. Mit langen Kraulstößen trieb ich meinen Körper voran, tauchte nur zum Luftholen auf und ging wieder unter die Oberfläche.

Bis jetzt hatten die Haie noch nicht angegriffen. Ich hoffte, daß es so blieb. Ich wollte ihnen keinen Grund geben. Ausgehungert schienen sie nicht zu sein, denn sie hielten sich in respektabler Entfernung auf.

Urplötzlich schoß ein Schatten heran.

Ich sah ihn erst, als er dicht neben mir war. Der Hai riß sein Maul auf, und ich sah die gewaltigen Zähne blitzen. Vor Schreck hörte ich auf zu schwimmen und sackte ab.

Der Hai wischte vorbei.

Hastig tauchte ich auf.

Himmel, das war knapp.

Mein Kopf durchstieß die Oberfläche. Schaumkronen blitzten auf den Wellen. Ich war dem Schiff kaum näher gekommen. Wie ein Wilder kraulte ich weiter. Meine Arme schlugen das Wasser. Ich kämpfte gegen die Entfernung und gegen die Dünung des Meeres an – und hatte die gefährlichen Haie im Rücken.

Langsam schmolz die Distanz.

Das Beiboot schaukelte hin und her. Tief tauchte der Bug in das von der Schiffsschraube aufgewirbelte Wasser. Dicht in der Nähe des Bootes sah ich eine der Flossen.

Ein Schauer lief mir über den Rücken.

Der Mond war hinter den Wolkenbänken hervorgekommen. Er warf sein fahles Licht auf das Meer und ließ die Konturen des Schiffes klar und deutlich hervortreten.

Ich schwamm wie ein Berserker.

Dabei schluckte ich Wasser, keuchte und spuckte, mobilisierte letzte Kräfte und feuerte mich selbst an.

Nur nicht aufgeben, nur nicht aufgeben!

Ich war froh, daß meine Handgelenke nicht mehr bluteten. Denn der Blutgeruch hätte die Haie in meiner Nähe verrückt gemacht.

Aber…

Die Krusten platzten. Das Seewasser hatte sie aufgeweicht. Plötzlich bekam ich Angst.

Blut im Wasser.

Und die Haie…

Mein Gott, wenn ich es in den nächsten Sekunden nicht schaffte, das Beiboot zu erreichen, dann war ich verloren.

Dicht am Boot sah ich zwei Flossen. Die anderen waren nicht zu sehen. Aber die beiden Tiere lauerten auf mich.

Dann waren sie plötzlich verschwunden. Kamen die Haie jetzt von unten, um mich zu schnappen?

Fünf Yards noch.

Fünf lächerliche Yards trennten mich von dem rettenden Boot. Ich warf meinen Körper förmlich nach vorn, schleuderte mit den Armen, peitschte die Wellen und geriet in den gefährlichen Sog der Schraube. Es gelang mir tatsächlich, ihm zu entkommen.

Ein rascher Griff, und ich bekam die Kante am Heck des Bootes zu packen. Hinter mir peitschten zwei Haie das Wasser. Die Tiere waren unruhig geworden. Raus aus dem Wasser!

Mit letzter Kraft warf ich mich hoch, drehte mich über die Bordwand und zog das linke Bein nach. Es war kaum aus dem Wasser, als der Hai zuschnappte.

Die Zähne verfehlten mich um Haaresbreite.

Erschöpft ließ ich mich in das Boot fallen. Ich landete zwischen den Ruderbänken und war kaum fähig, ein Glied zu rühren, so fertig war ich.

Völlig geschafft und klatschnaß lag ich auf dem Rücken. Wie Blasebälge arbeiteten meine Lungen. Dann bekam das Boot einen Stoß. Backbord schrammte etwas an der Bootswand entlang. Die Haie hatten nicht aufgegeben. Spuren meines Blutes mußten sich noch immer im Wasser befinden.

Der Kahn schwankte. Ein zweiter Angriff erfolgte nicht, und das beruhigte mich einigermaßen.

Allmählich kam ich wieder zu Kräften. Ich riskierte einen Blick über die Bordwand und sah die Flossen durch das Wasser schneiden. Aufgegeben hatten die Biester noch nicht.

Aber mich sollten sie nicht bekommen, das schwor ich mir.

Durch die Rettungsaktion hatte ich an die andere Gefahr gar nicht mehr gedacht. Ich erinnerte mich wieder daran, als ich den vertrauten Druck der Beretta spürte.

Völlig wehrlos war ich nicht.

Mein Blick glitt über das Tau, mit dem der Kahn am Heck des Schiffes befestigt war. Mit dem Taschenmesser würde ich das Tau in wenigen Minuten zerschnitten haben.

Die Ruder lagen auch im Boot, und so konnte eigentlich nicht mehr viel schieflaufen.

Dachte ich…

Doch das Schicksal hatte die Karten schlecht verteilt. Als ich einen Blick zum Deck des Schiffes hochwarf, sah ich die beiden Fledermäuse auf der Reling stehen. Übergroß und drohend hoben sie sich vor dem Schein des Mondes ab. Sie breiteten die Schwingen aus und stießen in die Luft. Sekundenlang verfolgte ich ihren Weg mit meinen Blicken.

Die Vampire flogen über das Schiff hinweg, drehten dann und steuerten das Heck an.

Sie mußten schon völlig blind sein, wenn sie mich nicht bemerkten. Den Haien war ich mit knapper Not entronnen, aber die nächste

Gefahr war nicht weniger schlimm…

***

Suko riskierte einen Blick zurück.

Auch hinter ihm standen zwei Kerle. Sie waren mit Schlagstöcken bewaffnet, in ihren Gesichtern regte sich kein Muskel. Auch auf ihren Körpern schimmerten die Fratzen des Gelben Satans.

Es sah verdammt mies aus für Suko.

Noch griff niemand an. Es breitete sich eine beinahe tödliche Stille aus, und Suko verglich sie mit der berühmten Ruhe vor dem Sturm. Selbst die Papageien hatten aufgehört zu lärmen.

Niemand sprach ein Wort. Schweigend setzten sich Sukos Gegner in Bewegung. Den Killer mit seiner Stahlnadelwaffe entdeckte mein Freund nicht. Bestimmt lauerte er irgendwo im Verborgenen, um aus dem Hinterhalt einzugreifen.

Suko war bewaffnet. In der Halfter steckte seine Beretta. Aber die wollte er nur als letztes Mittel einsetzen, wenn wirklich nichts mehr ging.

Hinzu kam, daß seine Gegner keine Dämonen waren, sondern Menschen. Irregeleitete Individuen, die vielleicht selbst nicht wußten, was sie taten.

Auf jeden Fall wollten sie Suko ans Leder.

Mein Freund bückte sich und hob eine Holzlatte vom Boden auf. Sie war ziemlich stabil. Damit konnte man sich schon einige Gegner vom Hals halten.

Der erste griff an.

Er stand erhöht auf einem kleinen Vorbau und ließ sich einfach fallen. Suko sah in seiner Hand eine Messerklinge blitzen.

Mein Freund drehte sich einmal um die eigene Achse.

Gleich zwei Gegner gingen zu Boden. Nicht der Mann mit dem Messer, der war dem Hieb gedankenschnell ausgewichen, sondern die hinterlistigen Kerle, die sich in Sukos Rücken anschlichen. Sie wurden beide von der Holzlatte getroffen.

Die Wucht des Aufpralls warf sie zu Boden, wo sie auch liegenblieben.

Dann aber war der Messerheld heran. Er glitt schlangengleich auf Suko zu und schnellte vor.

Suko machte es wie ein Stabhochspringer. Er ließ die Holzlatte auf dem Boden stehen und stieß sich ab.

Der Diener des Gelben Satans rammte die Klinge in das Holz. Er selbst prallte auch noch dagegen.

Suko gab ihm eine Nuß à la Bud Spencer.

Daraufhin legte sich der Messerheld schlafen, und für Suko war der Weg nach rechts frei. Er nahm sich noch die Zeit und riß das Messer

aus dem Holz.
Den Balken in beiden Fäusten haltend, hetzte er eine Stiege hoch, drehte sich auf der letzten Stufe um, hielt den Balken quer und ließ seine Gegner auflaufen.
Sie purzelten die Stufen hinab und blieben erst einmal liegen.
Suko jagte die Stiege weiter hoch. Sie führte von außen an der Hauswand entlang, besaß nur ein Geländer an der linken Seite, das noch dazu wackelte.
Das jedoch kümmerte Suko nicht.
Sssttt…
Suko hörte das Geräusch und zog den Kopf ein. Dicht neben seinem Ohr jagte eine Stahlnadel in die Wand.
Der Killer schoß wieder.
Suko wandte den Kopf.
Er sah den heimtückischen Mörder auf einem Dach stehen. Sofort ging Suko in die Knie und schleuderte das Messer, das er dem ersten Angreifer abgenommen hatte. Mein Freund war ein sicherer Messerkämpfer. Die Klinge überschlug sich zweimal in der Luft und zwang den schußbereiten Mörder zu einem gewaltigen Sprung in Deckung.
Suko aber hetzte weiter. Nur noch wenige Yards trennten ihn von dem Dach, das er unbedingt erreichen wollte.
Unter ihm hatten seine Gegner die Verfolgung wieder aufgenommen. Sie kamen aber auch von den Seiten, über die Dächer der übrigen Häuser hinweg. Aufgeben wollten sie auf keinen Fall.
Noch zwei Yards, dann hatte Suko es geschafft.
Da tauchte am Dachrand einer der Kerle auf. Sein Oberkörper war nackt und speckig. Zusätzlich hielt er ein Krummschwert in der rechten Faust. Suko standen die Haare zu Berge, als er in das grimmige Gesicht schaute und sah, wie der bärenstarke Chinese zum Schlag ausholte.
Es gab nur noch eine Möglichkeit.
Und die erforderte Sukos ganze Schnelligkeit.
Bevor die scharfe Klinge auf ihn niedersausen konnte, schnellte Sukos rechte Hand vor, und er bekam den linken Knöchel des Mannes zu packen.
Der Kerl schlug.
Suko riß das Bein nach vorn.
»Uaahh…!« Ein gellender Schrei löste sich aus dem Mund des Chinesen. Er verlor das Gleichgewicht und kippte nach hinten, wo er schwer auf das Dach schlug. Seine Waffe machte sich selbständig. Sie fegte durch die Luft und landete irgendwo auf einem anderen Hausdach.
In zwei Sekunden überwand Suko die Distanz zum Dachrand. Er

stand, als sich der Säbelschwinger gerade wieder erhob.

Sukos Tritt kam gezielt. Der Mann verdrehte die Augen und blieb liegen.

Unterhalb des Dachs hörte Suko seine Verfolger lärmen. Er drehte sich um, sah, daß die Leiter am Rand verankert war und hob sie kurzerhand aus der Fassung. Dann kippte er die Leiter hintenüber.

Zum zweitenmal innerhalb weniger Minuten fielen die Verfolger übereinander. Suko hatte die Jäger abgeschüttelt – nur von dem heimtückischen Stahlnadelkiller hatte er nichts mehr gesehen.

Mein Freund schaute sich um.

Freie Bahn, auch der Mörder war verschwunden.

Leichtfüßig lief Suko bis zum gegenüberliegenden Rand des Dachs, schaute auf das etwas tiefer liegende nächste Flachdach und sprang. Von dort war es ein Kinderspiel, auf die Straße zu gelangen.

Suko kam gut auf und kümmerte sich nicht um die erstaunten Blicke der Menschen. Er suchte Kai-tak.

Doch von seinem Begleiter war keine Spur zu sehen.

Unruhig schritt Suko hin und her. Ein Junge fiel ihm auf, der am Straßenrand hockte und bettelte.

Neben ihm blieb Suko stehen und spielte auffordernd mit einem Schein. Zehn Hongkong-Dollar waren für den bettelnden Jungen ein Vermögen. Er sah den Schein, und ein gieriges Leuchten trat in seine Augen.

Suko steckte von vornherein die Grenzen fest. »Umsonst bekommst du ihn nicht«, sagte er, »ich möchte erst etwas von dir wissen.«

»Fragen Sie!«

»Siehst du mich jetzt zum erstenmal?«

»Nein.«

»Du hast mich also schon vorher beobachtet, als ich in der Gasse verschwand.«

»So ist es.«

Der Knabe schien gewitzt zu sein. Suko mußte über seine Antworten lächeln. »Dann hast du sicherlich auch meinen Freund gesehen. Den großen Mann.«

»Auch das habe ich.«

Suko ging in die Knie. »Weißt du, was mit meinem Freund geschehen ist? Ich habe ihn nicht mehr gesehen, nachdem ich in die Gasse gegangen bin.«

»Er ist Ihnen gefolgt.«

»Wunderbar. Und dann?«

»Zwei Männer sind ihm ebenfalls gefolgt. Einer davon fuhr eine Rikscha.«

»Und?«

»Als sie zurückkamen, war ihr Freund bewußtlos oder tot. Sie

schleiften ihn über die Erde.«

»Was geschah weiter?«

Der Junge schielte auf das Geld, und Suko gab ihm den Schein. Der Bettler antwortete auch prompt. »Sie haben ihn in die Rikscha geschafft und sind abgefahren.«

»Hast du gesehen, wohin?«

»Die Straße hinunter.«

»Damit kann ich nichts anfangen. Kennst du vielleicht die beiden Männer?«

»Ja.«

Suko stieß einen Pfiff aus, obwohl er sich sonst immer sehr in der Gewalt hatte. »Dann weißt du sicherlich, wo sie wohnen, wenn du ihre Namen kennst.«

»Die sind mir nicht bekannt. Aber ich weiß, daß sie für Huang arbeiten.«

»Für den Beerdigungsmann?«

»Ja, für ihn.«

Suko fiel ein Stein vom Herzen. Wenn das keine Spur war, wollte er sein ganzes Leben lang nur Cornflakes essen, die er sowieso nicht mochte.

Suko legte noch einen Schein darauf und bedankte sich bei dem Jungen. Dann hatte er es auf einmal furchtbar eilig. Er erwischte sogar ein freies Taxi und gab Li-Shens Adresse an.

Für Sukos Geschmack rückte der Uhrzeiger jetzt viel zu schnell vor…

***

Falco Faretti machte in Mode!

Es gab von ihm Blusen, Tücher, Jacken, Hosen, zarte Dessous – eigentlich alles, was die Damenwelt sich wünschte. Und er hatte im vergangenen Jahr sogar eine neue Pflegeserie kreiert. Werbespruch: »F – der Duft, der Männer wild macht!«

F stand für Faretti.

Geboren war er in Rom. Allerdings da, wo es mies und dreckig ist. Er hatte schon immer den Hang zum Höheren gehabt, schlug sich auf die Seite der Mafia, doch die »Ehrenwerte Gesellschaft« konnte keine Schlappschwänze gebrauchen. Sie zog Faretti von der Front zurück. Eines Tages erkannte man sein Talent, Kleidungsstücke zu entwerfen. Und sofort entschloß sich die Mafia, aktiv in den Modemarkt einzusteigen.

Dafür war Faretti genau der richtige Mann. Mit dem notwendigen Startkapital im Rücken schaffte er es, sich in zwei Jahren an die Spitze zu setzen.

Faretti war in.

Fünfzig Prozent seines Gewinns flossen wieder in die Kassen seiner

Sponsoren, aber der Rest, der ihm blieb, war so gewaltig, daß er sich jeglichen Luxus erlauben konnte.

Zum Beispiel eine Riva-Jacht.

Dieses Schiffchen, aus edlen Hölzern gefertigt, kostete unter Brüdern einige hunderttausend Dollar. Das machte Faretti nicht die Bohne. Er hatte es ja.

Was er nicht besaß, war eine normale Körpergröße. Faretti war ein Zwerg. Er maß gerade einen Meter und sechzig. Auch Spezialschuhe machten ihn nur wenig größer. Ein schöner Mensch war er ebenfalls nicht. Die dicken Augen, das schüttere schwarze Haar und die Tränensäcke im Gesicht ließen bei ihm eher an einen Streuner denken, als an den großen italienischen Modefürsten.

Dabei war er so eitel.

Bonbonfarben waren seine Anzüge. Mal rosa, dann wieder blau oder zart lila. Die Farbe, die im Augenblick in war.

Die Winterkollektion für die neue Saison war bereits vorgestellt worden, und Farettis Geschäfte liefen. Auch seine Duftwässerchen fanden reißenden Absatz.

Und so konnte sich Falco Faretti auf die faule Haut legen. Zwei Monate wollte er ausspannen.

Natürlich nicht allein. Nein, Faretti umgab sich immer mit den schönsten Girls. Er brauchte sich dabei gar nicht mal anzustrengen, die Mädchen kamen zu ihm, und wenn er einer einen Job verschaffte, war die durchaus bereit, beide Augen zuzudrücken und mit ihm ins Bett zu steigen.

So lief das eben.

In diesem Jahr erfüllte sich Faretti einen Jugendtraum. Er wollte mit seiner Jacht eine Asien-Kreuzfahrt machen. Ausgangspunkt Hongkong, das auch wieder Zielhafen sein würde.

Er hatte eine Besatzung angeheuert und auch Gäste eingeladen. Dazu gehörten erst einmal Mädchen. Von der blonden Schwedenmaid bis zur dunkelhäutigen Perle aus Costa Rica. Sechs Girls, drei Männer. Genau die richtige Mischung. Und wenn er die Mädchen leid wurde, würde er sie irgendwo absetzen und ihnen das Geld für den Rückflug und noch ein kleines Trostpflaster in die Hand drücken.

Probleme hatte es da nie gegeben.

Kurz nach Mitternacht lief die Jacht aus. Kurs: Süd, Südost. Zielort: Japan. Von dort sollte es dann weitergehen in Richtung Formosa und dann zu den Philippinen.

Zwei Monate wollte sich Faretti Zeit lassen. Acht Wochen Nichtstun, sich nur mit den Girls beschäftigen.

Wenn das kein Spaß war…

Kabinen gab es genug auf dem Schiff. Und jede einzelne war luxuriös eingerichtet. Mahagoniholz, getäfelte Wände, Bars, Duschen, eine

Sauna und natürlich Betten.
Im Augenblick machten sich die Girls für den Abend zurecht. Falco Faretti hatte sich ein wenig zurückgezogen und lag – nur mit seinem seidenen Hausmantel bekleidet – auf dem Bett. In der rechten Hand hielt er ein Whiskyglas.
Faretti war müde. Der vergangene Abend war schwer in die Knochen gegangen, und so war es nicht verwunderlich, daß er einnickte. Dabei kippte das Glas nach links. Faretti merkte nichts, bis ihm der Whisky ins Gesicht lief.
Fluchend fuhr er hoch. Der Alkohol brannte in seinem linken Auge. Er sah auf das leere Glas in seiner Hand und schleuderte es wütend gegen die Wand, wo es zerbrach.
»Shit!«
Falco Faretti hatte es sich angewöhnt, international zu fluchen. Diesmal war die englische Sprache an der Reihe.
Er schwang sich von seinem französischen Bett, preßte eine Hand vor das Auge und verschwand im Waschraum. Faretti war ein Weichling. Er konnte alles vertragen, nur keine Schmerzen. Das Brennen im Auge machte ihn fast verrückt.
Die Wasserhähne in seiner Kabine waren vergoldet. Er drehte sie auf, schöpfte Wasser in die hohlen Hände und klatschte es sich ins Gesicht.
Langsam ließ das Brennen nach.
Er sah nicht, daß die Tür geöffnet wurde und die barbusige Sandra ihren schwarzhaarigen Lockenkopf in die Kabine steckte. »Hallo, Falco-Darling, wo steckst du?« Als Faretti die Stimme hörte, drehte er durch. Er packte einen Zahnputzbecher aus Kunststoff und schleuderte ihn durch den Türspalt in Richtung des Girls.
Sandra bekam den Becher gegen den Kopf.
Sie schrie: »Aua!«
Und Faretti brüllte: »Hau ab, du Nutte!«
Ohne ein Wort zu sagen, schloß Sandra die Tür.
Falco Faretti trocknete sich ab und verließ den schmalen Duschraum. Dem Becher gab er einen Tritt, daß er auf das Bett flog.
Als es klopfte, lief Farettis Gesicht rot an. »Wer ist da, zum Teufel?«
»Gordon!«
»Komm rein.«
Gordon Gray war ein Spinner. Er selbst nannte sich ein Genie. Gray malte. Er entwarf die Figuren, die hinterher auf den Modellkleidern des Modezaren zu sehen waren.
Gray behauptete von sich, der Schönste zu sein. Er trug eine hautenge rote Lederhose und die dazu passende Jacke. Auf ein Hemd hatte er verzichtet. Er liebte es, das Leder auf der nackten Haut zu spüren.
»Störe ich?« fragte er und kämmte mit seinen fünf Fingern der

rechten Hand das wellige Blondhaar.
»Kaum.«
Gray kicherte und schloß die Tür. Dann sagte er: »Hier riecht es nach Whisky.«
»Besser als nach…«
Gray lachte. »Hör auf, Falco, ich weiß, was du sagen willst. Aber ich bin ein Kulturmensch, und so etwas stößt mich ab.«
»Meinetwegen.«
Gray nahm Platz. Mit einer weibischen Bewegung schlug er beide Beine übereinander.
»Hör zu, Gray«, sagte Faretti. »Wir machen eine Fahrt mit heißen Girls, und du hast oft genug mit einer Perle rumgemacht. Deshalb wirst du dich auch hier beherrschen oder leben wie ein Eremit.«
Gray schüttelte den Kopf. »Ich weiß gar nicht, was du hast, Falco. Es ist doch alles in Ordnung. Was meinst du, wie scharf ich auf die schwarze Sandra bin.«
Falco Faretti lächelte unecht. »Gut, Gordon, dann sind wir uns einig. Und weshalb besuchst du mich?«
Gordon Gray fuhr mit einem Finger seinen schmalen Nasenrücken entlang und ließ die Spitze auf der Unterlippe kleben. Ohne den Finger wegzunehmen, sagte er: »Ich habe mich vorhin zwei Stunden in meiner Kabine eingeschlossen und die Karten gelegt.«
»Hör auf mit dem Mist.« Der Modezar winkte hastig ab.
»Das ist kein Mist.«
»Okay, erzähle schon.«
»Die Karten lagen schlecht. Sogar sehr schlecht. Wie ich sie auch legte und aufdeckte, weißt du, welche zum Schluß immer oben lag?«
»Nein.«
»Der Tod!« sagte Gordon Gray mit Grabesstimme, und es war ihm furchtbar ernst mit den Worten.
»Was hat der Sensenmann mit uns zu tun?« fragte Faretti.
»Ja, bist du denn des Wahnsinns, Falco? Wir dürfen nicht mehr weiterfahren. Wir müssen die Reise abbrechen, das ist es. Sofort.«
Falco Faretti nickte. »Wunderbar, Gordon. Du kannst die Reise abbrechen. Spring sofort über Bord, die Haie werden sich freuen, und deine Karten haben recht gehabt.«
Gray rang die Hände. »Du verstehst mich nicht, Falco, oder du willst mich nicht verstehen.«
»Ich verstehe nur, daß du Schiß hast.« Faretti stand auf und trat dicht an Gordon Gray heran. »Weißt du was, mein Lieber, ich ärgere mich jetzt schon, daß ich dich überhaupt mitgenommen habe. Ich hätte wissen sollen, was für eine Memme du bist.«
»Die Karten lügen nicht, Falco.«
Faretti begann zu singen. Es sah lächerlich aus, wie er dabei in der

Luxuskabine auf und abschritt. »Wenn dir die Karten einmal bitteres Unheil künden… so heißt es doch in der Oper ›Carmen‹ oder nicht?«

»Du solltest nicht spotten.«

»Und du solltest dir einen hinter die Binde gießen, mein Lieber.« Faretti schlug sich gegen die Stirn. »Da tummeln sich sechs heiße Girls auf dem Schiff herum, die darauf warten, daß man sich mit ihnen beschäftigt. Und was machst du? Du legst dir deine Karten und denkst an den Tod. So etwas ist für mich unbegreiflich. Tut mir leid, Gordon, aber deiner Logik kann ich nicht folgen.«

»Dann fahren wir eben in unser Unglück.« Gordon Gray stand auf. »Sorry, daß ich dich belästigt habe, Falco, aber denke an meine Warnung, wenn es soweit ist. In der nächsten Nacht schon wird der Tod an Bord kommen.«

»Jetzt reicht's!« zischte Faretti.

»Okay, ich gehe schon.«

Gordon Gray huschte zur Tür und war rasch verschwunden.

Falco Faretti, der Modezar aus Rom, schickte einen Fluch hinter ihm her. Die ganze Stimmung konnte einem der Kerl verderben. Dann aber dachte er an die Mädchen, und ein Lächeln glitt über sein Gesicht. Frou Frou aus Costa Rica wartete sicherlich schon.

Falco Faretti trat an das in der Wand eingelassene Klingelbrett und drückte einen bestimmten Knopf. Für das Girl das Zeichen, sich unverzüglich auf den Weg zu machen.

Zwei Minuten später war Frou Frou da. Nur mit einem beigen weitschwingenden Leinenkleid bekleidet, das wie ein Vorhang ihre Figur umhüllte. Das Kleid war an den Seiten bis zu den Hüften geschlitzt, und Faretti konnte erkennen, daß die schokoladenbraune Schönheit nur die nackte Haut darunter trug.

Falco wurde es trocken in der Kehle. Die Kleine schaute ihn an. Sie hatte unwahrscheinlich große Augen, eine Afrolook-Frisur, und ihre Lippen waren blaß rosa geschminkt.

Lässig öffnete sie den Knoten über der hoch angesetzten Brust, der das Kleid zusammenhielt.

Der Stoff fiel im nächsten Moment ineinander wie ein Luftballon, dem die Luft ausgegangen war.

Falco Faretti begann zu schwitzen, als er die Frau in ihrer paradiesischen Nacktheit vor sich sah. Er hatte jetzt nur noch Augen für Frou Frou.

An die Warnung seines Freundes dachte er nicht mehr.

***

Der kleine Lastwagen rumpelte durch die Kurven. Er wurde scharf gefahren, so als könnte der Fahrer es kaum erwarten, zu seinem Ziel zu gelangen.

Hin und wieder gingen ein paar Millimeter Profil an den Reifen verloren, doch das störte weder den Fahrer noch die Leute, die auf der Ladefläche hockten.

Sie bewachten einen Gefangenen.

Kai-tak!

Steif lag er auf dem Rücken. Bewegungslos – wie ein Brett. Zusätzlich waren seine Hände an Haken gebunden, die in der Rückseite des Führerhauses steckten. Kai-tak lag in einer unbequemen Lage, doch das störte ihn nicht.

Ihn kümmerte gar nichts.

Er sah wohl, was um ihn herum vorging, sah die Männer mit ihren Teufelsfratzen auf den Oberkörpern zu beiden Seiten der Ladefläche, aber Kai-tak konnte dieses Wissen nicht umsetzen.

Er war gelähmt.

Die Kerle hatten ihm eine Injektion verpaßt, die selbst einen Mann wie Kai-tak auf die Bretter warf.

Niemand sprach während der Fahrt ein Wort. Ausdruckslos schauten Kai-taks Begleiter sich an. Der Gefangene interessierte sie gar nicht. Er war ihnen sowieso sicher.

Der Wagen fuhr die Küstenstraße entlang und bog dann ab in die Berglandschaft und eine vornehme Villengegend.

Hier hatte auch Huang, der Beerdigungsunternehmer, sein Haus.

Und das war das Ziel des Wagens.

Immer höher fuhren sie in die Berge, und Kai-tak rührte sich weiterhin nicht. Steif und unbeweglich blieb er liegen. Über seinen Augen lag ein seltsamer Glanz, den man mit dem Wort Schatten bezeichnen konnte.

Irgendwann bog der Wagen nach links in einen schmalen Weg ab. Es war die Zufahrt zum Haus.

Der Wagen stoppte, ein Torgitter schwang auf, und durch einen blühenden exotischen Garten rollte der kleine Lastwagen auf die schneeweiße Villa des Beerdigungsunternehmers zu.

Das Fahrzeug fuhr am Haus vorbei, ging in eine scharfe Kurve und wurde an der Rückseite abgebremst. Mit einem leisen Nachlaufen erstarb der Motor.

Sie hatten ihr Ziel erreicht.

Die Männer mit den Fratzen des Gelben Satans auf den Oberkörpern erhoben sich. Niemand brauchte eine Anweisung zu geben. Jeder wußte genau, was er zu tun hatte.

Zwei Männer lösten Kai-taks Fesseln. Dann hoben sie ihn hoch. Diesmal zu sechst. Sie trugen Kai-tak aus dem Wagen und schritten mit ihm auf eine schmale Treppe zu, die an der Hauswand entlang in die Tiefe führte. Die Treppe endete vor einer grau gestrichenen Kellertür.

Von innen wurde die Tür geöffnet. Schwacher Lichtschein fiel auf die ersten Stufen. Er schimmerte rötlich violett und ließ etwas von der geheimnisvollen Atmosphäre ahnen, die in diesem Kellergewölbe herrschte.

Und als Gewölbe konnte man es durchaus bezeichnen, denn von der Größe her stimmte es.

Mit ihrem Gefangenen schritten die Bewacher durch hallenartige Räume, deren Wände rötlich violett leuchteten, ein Licht, das aus dem Gestein kam und eine unheimliche Aura schuf. Verstärkt wurde diese Aura durch zahlreiche Kultgegenstände, die auf Sockeln oder kleinen Altären standen.

Diese Gegenstände zeigten Fabelwesen aus der chinesischen Mythologie, Drachen, Vögel, Monster und Ungeheuer. Im Lichtschein wirkten sie so, als würden sie leben. Die Männer durchquerten mit ihrem Gefangenen den Raum und betraten übergangslos ein anderes Gewölbe.

Hier wartete Huang.

Klein von Statur, war er nicht der Typ des großen Siegers oder Herrschers. Er trug ein bis zum Boden reichendes violettes Gewand, auf dessen Vorderseite das Gesicht des Gelben Satans abgebildet war: die weiße Fratze, die leicht lila schimmerte und deren Augen blutunterlaufen waren.

Ein häßliches Gesicht.

Die Züge des Beerdigungsunternehmers wirkten wie aus Stein gehauen. Nur die dunklen, schmalen Augen in seinem Gesicht lebten. Die Blicke saugten sich an Kai-taks Gestalt fest, und plötzlich glitt ein siegessicheres Lächeln über das schmale Gesicht mit den messerscharfen Lippen.

»Das wird Li-Shen gar nicht gefallen!« preßte Huang hervor. Er machte eine knappe Handbewegung, und seine Diener wußten, was sie zu tun hatten.

Sie gingen vor bis zur Wand.

In das Gestein waren röhrenförmige Gebilde hinein gesprengt worden, in denen Menschen lagen. Nur die Köpfe schauten aus den Röhren hervor. An jedem Kopf waren zwei Elektroden befestigt, deren Drähte zu einer Steinfigur liefen, die im Halbdämmer des Kellers kaum zu erkennen war.

Die Männer schoben Kai-tak auf dem Rücken liegend in eine noch freie Röhre hinein.

Sofort waren zwei Diener mit Elektroden da, die sie gegen Kai-taks Schläfen preßten.

Dann nahm jeder einen Draht und schritt damit auf die schwach zu erkennende Steinfigur zu, die, je näher die Männer kamen, immer heller wurde.

Die Umrisse schälten sich aus dem Dämmer, und dann war klar und deutlich eine Nachbildung des Gelben Satans zu erkennen.

Die Enden der Drähte wurden am Kopf der Steinfigur angeschlossen. Kai-tak war jetzt ebenso mit dem Gelben Satan verbunden, wie die anderen Gefangenen auch.

Huang war zufrieden. Seine Lippen bewegten sich kaum, als er flüsterte: »Jetzt sieh dich vor, Li-Shen, denn der Austausch des Geistes deines Dieners mit dem Gelben Satan wird auch dich treffen.«

Das Gelächter, das seinen Worten folgte, hallte schaurig von den kahlen Wänden wider…

***

Ich machte mich so flach wie möglich, preßte mich zwischen den beiden Sitzbänken zu Boden und zog die Beine an. Die Beretta hatte ich längst gezogen. Kühl und sicher lag sie in meiner Hand.

Mit angehaltenem Atem wartete ich ab.

Noch tat sich nichts. Ich hatte den Kopf etwas gedreht und schaute nach oben, suchte mit meinen Blicken den Nachthimmel ab und wartete darauf, daß sich die Körper der Riesenfledermäuse vor dem fahlen Mond abhoben.

Noch sah ich sie nicht. Sie mußten irgendwo anders ihre Kreise ziehen. Ich hörte auch kein Flügelschlagen, denn das Rauschen der Wellen übertönte jedes Geräusch. Minutenlang tat sich nichts. Der Seelenverkäufer dampfte weiter und zog auch das Beiboot hinter sich her.

Allmählich wurde mir meine Lage unbequem. Die Beine schliefen ein, und auch sonst ging es mir nicht gerade blendend. Ich fror. Die Kleidung war naß und klamm. Das Seewasser hatte auf meiner Haut eine Kruste hinterlassen.

Gewaltsam unterdrückte ich einen Niesreiz.

Ich gab noch eine Minute dazu, und als sich bis dahin wieder nichts getan hatte, hob ich den Kopf ein wenig an und peilte über die Bordwand.

Eine querlaufende Welle klatschte gegen den Rumpf, wurde gebrochen und mir ins Gesicht geschleudert.

Mist, verdammter. Ich wischte mir das Wasser aus den Augen und hatte endlich freie Sicht.

Eine Fledermaus entdeckte ich.

Sie schwebte über dem Schiff und zog dort ihre Kreise. Es sah schaurig aus, wie sie die riesigen Flügel bewegte und dann vom Aufwind getragen wurde. Manchmal verdunkelte sie den Mond, dann wieder hob sie sich vor dem Erdtrabanten ab wie die skurrile Figur eines surrealistischen Malers.

Von ihr drohte mir vorerst keine Gefahr.

Aber wo steckte der zweite Vampir?

Ich drehte mich vorsichtig und ging dabei auf die Knie. Dann schaute ich über die Backbordseite hinweg.

Ich bekam einen Schreck.

Der zweite Riesenvampir flog dicht über der Wasseroberfläche dahin. So nah, daß ich das Gefühl hatte, seine Schwingen würden die Wellen berühren.

Und das Biest hatte ein Ziel.

Mein Boot.

Sofort machte ich mich klein. Schon hörte ich das Rauschen der gewaltigen Flügel. Es übertönte sogar das Klatschen der Wellen gegen den Schiffsrumpf.

Nicht daß ich Angst hatte, nein, mit Flugvampiren hatte ich bereits oft genug gekämpft, aber hier war die Umgebung anders. Ich konnte nicht fliehen, mich verstecken oder Deckung suchen. Mein Aktionsradius war auf das kleine Boot begrenzt.

Und das ärgerte mich.

Die Fledermaus schien mich noch nicht entdeckt zu haben, denn sie flog sehr ruhig und fegte in etwa fünf Yards Entfernung an meinem Boot vorbei.

Ich atmete auf.

Große Lust, mich auf einen Kampf einzulassen, hatte ich nicht. Eine Auseinandersetzung würde sicherlich vom Schiff aus bemerkt werden, und die Leute dort waren nicht gerade meine Freunde. Zwar hatte ich es bei der Besatzung nicht mit Dämonen zu tun, aber die Kerle waren üble Verbrecher, die für Geld alles taten, auch mordeten.

Ich peilte über die Bordwand und sah außer der Fledermaus noch die dreieckigen Flossen der Haie.

Ich fragte mich, aus welchem Grund die Vampire über dem Wasser kreisten und nicht auf dem Schiff blieben. Vielleicht waren sie Aufpasser, sollten das Nahen einer Gefahr melden und den Gelben Satan vor irgendwelchen Gefahren abschirmen.

Wieder stieg das Riesenbiest in die Luft. Pfeilschnell wie eine Rakete. Ich verfolgte sie, drehte dabei den Kopf und bemerkte im letzten Moment die zweite Fledermaus, die sich von der Backbordseite meinem Boot näherte.

Hastig zog ich den Kopf ein und warf mich auf die Planken.

Mein Glück.

Hautnah fegte der Vampir über mich hinweg. Ich spürte den Luftzug, der an meinen Haaren zerrte.

Der Vampir drehte.

Jetzt galt es.

Er kam von vorn.

Wuchtig, unheimlich in seiner Größe und blitzschnell. Weit war das

Maul geöffnet. Die nadelspitzen Zähne schimmerten.

Ich kniete im schaukelnden Boot. Breitbeinig, so daß ich einigermaßen die Balance halten konnte.

Da war die Fledermaus heran.

Ich warf mich nach links, riß gleichzeitig den rechten Arm mit der Pistole hoch und schoß.

Die Silberkugel flirrte aus dem Lauf. Ich hatte dicht unterhalb des Vampirkopfes auf die breite Brust des fliegenden Monsters gezielt und voll getroffen.

Der Blutsauger jagte an mir vorbei. Sein rechter Flügel streifte mich. Ich bekam einen harten Schlag gegen die Hüfte und wurde zur Seite geworfen. Dabei stieß ich mir schmerzhaft die Schulter. Doch das war unwichtig.

Mich interessierte nur die Bestie und was aus ihr geworden war.

Sie war noch über das Boot hinweg geflogen und versuchte, in den nachtdunklen Himmel zu steigen.

Auf halbem Weg wurde der Steigflug gestoppt. Plötzlich klappten die Flügel ein, wurden brüchig, und ich sah die Hälfte des linken Flügels abbröckeln und auf das Wasser klatschen.

Der Vampir stieß einen klagenden Schrei aus, der mir einen Schauer über den Rücken jagte.

Dann fiel er wie ein Stein in die Tiefe, schlug auf die Oberfläche des Wassers und war verschwunden.

Sofort schossen die Haie heran. An der Einsturzstelle begann das Wasser zu brodeln.

Sehen konnte ich nichts. Ich wußte jedoch, daß auch die Haie kein Opfer finden würden, denn der Vampir löste sich auf.

Er wurde zu Asche.

Ich drehte mich und warf einen Blick zum Schiff hinüber. Die zweite Fledermaus hatte mitbekommen, was geschehen war. Sie setzte dicht hinter dem Heck zu einer weichen Landung an und verwandelte sich bereits während des Flugs.

Laute Stimmen drangen an meine Ohren. Wahrscheinlich hatten die anderen meine Flucht erst jetzt entdeckt.

Plötzlich sah ich einen Chinesen an der Reling stehen. In seinen Fäusten schimmerte etwas, das ich im ersten Augenblick nicht erkannte, dann jedoch als Maschinenpistole identifizierte.

Wollten die Hundesöhne mich abschießen?

Angst überfiel mich, und im nächsten Augenblick begann die Waffe zu rattern…

***

Li-Shen blickte Suko ernst an. Er mußte hochsehen, um den Chinesen überhaupt anschauen zu können.

»Du weißt also nicht, wo Kai-tak steckt?« fragte er.
»Nein.«
Li-Shen senkte den Blick. Obwohl er sich Sorgen machte, war in seinem Gesicht davon nichts zu sehen. Kein Muskel zuckte. Li-Shen zeigte sich äußerst beherrscht. »Sie werden ihn überwältigt und in ihr Hauptquartier geschleppt haben«, vermutete Suko. »Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«
»Aber wo finden wir das?«
»Wir sollten Shao fragen«, schlug Suko vor.
»Du denkst, daß Huang hinter dieser Entführung steckt!«
»Für mich kommt kein anderer in Frage, Li-Shen. Der Gelbe Satan ist frei. Wir wissen, daß er zu irgendeiner geheimnisvollen Insel geschafft werden soll, von der niemand von uns die genaue Lage kennt. Auch John Sinclair befindet sich in der Gewalt des Gelben Satans. Dieser Dämon hat aber auch hier in Hongkong seine Diener und Freunde. Demnach muß es jemand geben, der die Leute führt. Und da kommt für mich nur Huang in Frage.«
»Aber Shao sagte, daß er unter Druck stünde?«
»Ich weiß nicht, ob wir ihr glauben sollen.«
Li-Shen leistete sich ein Lächeln. »Diese Antwort überrascht mich, Suko. Ich habe genau gesehen, wie es zwischen euch beiden steht. Du hast etwas für sie übrig, und auch du bist ihr nicht ganz gleichgültig. Glaube einem weisen Mann, der sehr viel Erfahrung besitzt.«
Suko nickte. »Ich stimme dir zu, großer Meister. Laß mich zu ihr, dann werden wir weitersehen.«
»Einverstanden. Ich bin gespannt, ob eure Zuneigung größer sein wird, als Shaos Liebe zu ihrem Vater.«
»Aber er ist ein Verbrecher!«
»Sage das einer Tochter, die ihren Vater liebt«, erwiderte Li-Shen weise.
»Ich muß es versuchen. Es ist die einzige Chance. Shao muß einfach auspacken!«
»Dann geh, mein Sohn. Du weißt ja, wo sie sich aufhält. Und laß dir nicht zuviel Zeit. Die Magie des Gelben Satans wird von Minute zu Minute stärker. Ich spüre dies. Vielleicht werden wir bald nicht mehr in der Lage sein, sie zu stoppen.«
»Ich werde deinen Ratschlag befolgen, Li-Shen«, sagte Suko mit ernster Stimme. Er verneigte sich und verließ den Raum.
Shao wartete in einem anderen Zimmer. Hundertprozentig trauten Li-Shen und Suko ihr nicht. Schließlich hatte sie versucht, ihnen das Leben zu nehmen. Und zwar auf eine sehr teuflische Art und Weise. Kai-tak hatte sie in letzter Minute gerettet, sonst wären sie von den zusammenrückenden Mauern zerquetscht worden.
Suko hatte mit Shao geredet, und er hatte auch etwas von ihrer

Wandlung gespürt, aber daß man ihr vertrauen konnte, davon war er nicht so sehr überzeugt.

Er blieb vor der Zimmertür stehen. Suko besaß den Schlüssel und schloß auf.

Shao hob den Kopf nicht, als mein Freund den Raum betrat. Als Suko die Tür leise schloß und vor dem Mädchen stehenblieb, schaute es hoch.

Mein Freund sah sofort, daß es geweint hatte. Die rotumränderten Augen sagten genug.

»Darf ich mich setzen?« fragte Suko. Er hatte sich vorgenommen, behutsam vorzugehen.

»Bitte.«

Mit gekreuzten Beinen nahm Suko auf der anderen Seite der Matte Platz. Sekundenlang herrschte Schweigen, dann fragte das Mädchen: »Weshalb bist du gekommen?«

»Ich möchte dich um etwas bitten.« Suko konnte seinen Blick nicht von ihr lösen. Shao war eine besonders hübsche Frau. Das feingeschnittene Gesicht mit den mandelförmigen Augen strahlte einen Liebreiz aus, der Suko faszinierte. Die langen, dunklen Haare fielen bis auf den Rücken und den Kragen des Seidenkleides.

Shao strahlte mehr Sex und Sinnlichkeit aus, als die meisten Hollywood-Stars, die ihre Schönheit mit Hilfe der Kosmetikindustrie stabil hielten oder zu halten glaubten.

»Weshalb bist du gekommen?« fragte sie.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Es geht um meinen Vater, nicht wahr?«

»Ja.«

Shao tupfte sich mit einem kleinen Tuch die Augenwinkel ab. »Ich habe in den letzten Stunden Zeit gehabt, um nachzudenken. Über alles, über meine Beziehungen zu dir, über unsere Situation – und über meinen Vater.«

Suko war von der Ehrlichkeit dieser Frau überrascht. Sie sprach von den Beziehungen zwischen ihnen, als wäre schon alles klar. Der Chinese war ein wenig durcheinander. Deshalb stellte er auch keine Gegenfrage, sondern ließ das Mädchen weiterreden.

»Ich habe meinen Vater immer sehr geliebt und bin ihm auch dankbar, denn nur durch ihn wurde ich das, was ich jetzt bin. Er hat mich auf beste Schulen in Europa geschickt und hat nach dem Tode meiner Mutter so für mich gesorgt, daß mir nichts fehlte. Ich konnte immer zu ihm kommen, wenn ich Probleme hatte, und er hatte jedes Mal ein offenes Ohr für meine Sorgen. Mein Vater wurde für mich zu einem Vorbild.«

»Aber er hat sich geändert«, sagte Suko. »Er ist zu einem Verbrecher geworden.«

»Ich weiß«, erwiderte Shao leise. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Aber begreifen kann ich es nicht. Er hat niemand etwas zuleide getan, sondern immer nur gearbeitet. Sein Geschäft ging gut. Er war ein geachteter Mann.«

»Vielleicht ging sein Geschäft gerade deshalb so gut«, vermutete Suko.

»Wie meinst du das?«

Suko holte etwas weiter aus, als er die Antwort gab. »Es gibt Menschen, die alles tun, um an Geld und Macht zu kommen. Sie verkaufen nicht nur ihren Körper, sondern auch ihre Seele. Letzteres ist noch schlimmer. Ein Verbrecher kann immer noch zurück, er kann bereuen, findet vielleicht Gnade vor den Augen der irdischen Richter. Aber wenn jemand seine Seele dem Satan verkauft hat, ist der Zug abgefahren. Für ihn gibt es kein Zurück mehr. Er bleibt für immer und alle Zeiten Gefangener der Hölle.«

»Ist das wahr?« flüsterte Shao. Ihre Augen waren groß geworden. Ihr Blick hing gebannt an Sukos Lippen.

»Ja, es ist wahr«, sagte mein Freund. »Er hat im Anfang vielleicht Vorteile, um die ihn viele beneiden. Er bekommt Geld und damit automatisch die Macht, aber er muß bereitstehen, wenn der Satan ihm die Rechnung präsentiert. Einen Seelenfrieden findet er nie. Oft ist es so, daß er noch als Toter aus dem Grab steigt und ruhelos umherwandert, oder daß sein Geist in den Dimensionen des Grauens gefangen ist und dort all das erfährt, was uns die Schriften als ewige Qualen übermittelt haben.«

Shao atmete tief ein. »Und du meinst – du meinst, daß mein Vater zu diesen Menschen gehört?«

»Das meine ich.«

Shao schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht begreifen«, sagte sie. »Ich habe von all dem nichts bemerkt.«

»Nein, vordergründig nicht, das kann ich mir denken«, sagte Suko. »Aber du bist ohne dein Wissen in den teuflischen Kreis hineingeraten. Du wolltest uns töten, denke daran.«

»Dann – dann bin ich auch so eine…?«

Jetzt lächelte Suko. Er hatte die Angst in ihrer Stimme herausgehört.

»Du, Shao, stehst erst am Anfang. Das heißt, du hättest vielleicht eine Dienerin des Satans werden können, aber wir – oder ich – haben dies verhindert. Daß du nicht mit den Mächten des Bösen paktierst, habe ich bemerkt. Es ist etwas dazwischengekommen, was stärker ist.«

Shao schaute Suko an. Ihre Lippen formten ein Wort, das Suko freudig erregte. »Du!«

Mein Freund stand auf. Er spürte plötzlich sein Herz klopfen. Etwas, das noch nie vorgekommen war, wenn er vor einer Frau gestanden hatte. Gut, er hatte einige Abenteuer mit Mädchen hinter sich, wie

jeder normale Mann, aber daß ihn eine Frau so faszinierte, daß ihm ihr Anblick so tief ins Herz schnitt, das hätte er nie für möglich gehalten.

Suko war verliebt!

Und er hätte alles für diese Frau gegeben. Er konnte seine Gefühle kaum in Worte fassen. Zuviel stürmte auf einmal auf ihn ein. Es war wie ein Sturmwind, der alles hinwegfegte.

Ihm wurde schwindelig.

»Suko!« Wie aus weiter Ferne hörte er die Stimme des Mädchens. Sie kam ihm so klar, so hell und rein vor, daß er die Welt um sich herum vergaß.

Shao erging es ähnlich.

Urplötzlich lagen sie sich in den Armen, und es hatte den Anschein, als würden sie sich nie mehr wieder loslassen.

Ihre Lippen suchten und fanden sich zu einem Kuß, in dem die ganze Welt um sie herum verschmolz.

Suko spürte, daß er sich beeilen mußte. Es kostete ihn eine ungeheure Überwindung, das Mädchen von sich zu drücken.

»Was ist?« fragte Shao. »Willst du mich nicht mehr?«

Suko atmete schwer. »Wir müssen vernünftig sein, noch ist es nicht soweit.«

»Ja, du hast recht.« Sie trat einen Schritt zurück.

Suko schaute sie an. »Wenn alles vorbei ist, Shao, dann werde ich dich etwas fragen, und ich hoffe, daß du mir eine positive Antwort geben wirst.«

»Frag es mich jetzt, und ich sage ja.«

»Nein, ich warte so lange. Du kannst es dir noch genau überlegen.« Suko lächelte. »Wir dürfen uns jetzt nicht von unseren Gefühlen leiten lassen.«

Über das Gesicht der hübschen Chinesin flog ein Schatten. »Du hast recht«, sagte sie. »Erst muß das andere ausgestanden werden.«

Suko steuerte nun direkt sein Ziel an. »Wie stehst du zu deinem Vater, Shao?«

»Ich – ich liebe ihn noch immer, wenigstens sagt mir dies mein Gefühl. Aber sollte er wirklich seine Seele an den Satan verkauft haben, dann bin ich seine Tochter gewesen.«

»Das wollte ich nur wissen.« Suko war beruhigt. »Wo können wir ihn finden?«

Die Antwort kam zögernd, war aber freimütig und bar jeglicher Hintergedanken. »Ich habe dich belogen, denn ich weiß, wo mein Vater ist. In seinem Haus. Er ist nicht zu der unbekannten Insel gefahren, sondern hält sich hier in Hongkong auf. Ich habe das andere nur gesagt, um seine Spur zu verwischen. Es tut mir leid.«

Suko strich dem Mädchen über das Haar. »Ist ja schon gut. Es war

nicht so gemeint.«
»Trotzdem…«
»Wo liegt das Haus?«
Shao beschrieb den Weg.
Suko nickte. »Schön, dann werde ich dorthin fahren.«
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Suko. Ich begleite dich.«
»Um Himmels willen, das ist zu gefährlich.«
Doch Shao blieb dabei. »Ich möchte ihm unter die Augen treten und ihm die richtigen Fragen stellen. Er soll mir ins Gesicht sagen, daß er sich zu dem Bösen bekannt hat. Dieses Recht habe ich. Niemand wird mich daran hindern. Auch du nicht.«
Suko gab sich geschlagen. Er hatte die Entschlossenheit aus der Stimme des Mädchens gehört und wußte, daß sie keiner von dem Entschluß abbringen würde. Selbst er nicht.
Er machte einen letzten Einwand. »Es kann gefährlich werden, denn wir treffen dort bestimmt auf die Diener des Gelben Satans.«
»Ich habe keine Angst.«
Suko nickte. »Gut, dann laß uns gehen.«

***

Gordon Gray war sauer. Er fühlte sich von Falco Faretti verschaukelt, an der Nase herumgeführt. Einfach rausgeschmissen hatte ihn der Kerl.
Gray fluchte.
Die Karten lügen nicht. Niemals hatten sie ihn bisher betrogen. Sie zeigten genau an, was die Zukunft brachte. Man mußte nur darin lesen können, das war alles. Aber heutzutage glaubte man nicht mehr an die alten Weisheiten der Philosophen. Man war überheblich geworden, und irgendwann, da war sich Gray sicher, würde diese Überheblichkeit wie eine Bombe platzen und die Menschheit in Angst und Verderben stürzen.
Gordon Gray war von Natur aus ein pessimistischer Typ. Nur wenn er entwarf – und dazu mußte er in Stimmung sein –, wurde er zu einem Optimisten. Da befand er sich dann in einer nahezu euphorischen Stimmung, dann spornte er seine Mitarbeiter und sich selbst zu Leistungen an, die ihm die Anerkennung in aller Welt verschafften.
Fast wie ein Betrunkener ging er den Kabinengang entlang, von dessen Wänden das edle Mahagoniholz glänzte. Der Messinghandlauf sah aus wie frisch poliert, und die in die Holzdecken eingelassenen runden Lampen verstreuten ein gedämpftes Licht. Gordon Gray hielt es unter Deck nicht mehr aus. Er wollte raus und frische Luft atmen. Draußen war sicherlich schon die Dämmerung eingebrochen, die den schwindenden Tag ablöste und die Natur langsam auf das Dunkel der Nacht vorbereitete.

Da öffnete sich eine Tür.
Gordon Gray blieb stehen, sonst wäre ihm das Holz gegen die Stirn geschlagen.
Der Dritte im Bunde verließ seine Kabine. Oder vielmehr stürzte er hinaus und fing sich an der gegenüberliegenden Wand.
Gray mochte Harry van Dyck nicht. In seinen Augen war er ein ungehobelter Klotz ohne Manieren. Er war Holländer und ein Topverkäufer. Wenn er nüchtern war.
Er stützte sich weiterhin mit der linken Hand ab und drehte sich halb um. Die kleinen Augen in seinem sonnengebräunten Speckgesicht funkelten belustigt auf. »Sieh da, der schöne Gordon«, sagte er, löste sich von der Wand, blies Gray eine Alkoholfahne ins Gesicht und legte dann den Arm um seine Schulter. »Komm her, du Künstler, laß uns einen nehmen.«
Gordon Gray drehte den Kopf zur Seite. »Nein, ich habe keine Lust. Laß mich durch.«
»Ach, Unsinn. Für die Weiber bleibt noch genügend Zeit. Aber hinterher sind die Flaschen leer, und dann siehst du lecker aus, mein Kleiner.«
»Saufen kann ich auch zu Hause!« zischte Gray.
Harry van Dyck grinste dümmlich. Der fette Bauch hing weit über seinen Hosengürtel. Er trug zu der hellen Hose noch ein knallrotes Hemd, das an einigen Stellen große Schwitzflecken zeigte. »Stell dich nicht so an. Komm endlich.«
Gordon Gray ging einen Schritt zurück. »Nein«, sagte er. Er blieb hart.
»Kacker!« zischte der Betrunkene und lachte albern. Dann zog er sich wieder in seine Kabine zurück. Gray hörte ihn noch durch die geschlossene Tür mit sich selbst reden.
Er ging weiter.
Am Ende des Kabinenganges befand sich eine Schwingtür. Dahinter begann der Aufgang zum Deck. Unterhalb des Kabinendecks lagen die Mannschaftsräume, die schweren Dieselaggregate und die Vorratslager.
Gordon Gray kletterte die Leiter hoch. Als er das Deck betrat, kam ihm ein Mann von der Besatzung entgegen. Er grüßte höflich und ging vorbei.
Der Wind hatte aufgefrischt. Das Meer war etwas bewegter geworden, doch die Stabilisatoren der Jacht hielten das Schiff im Gleichgewicht.
Es war inzwischen düster geworden. Die Dunkelheit nahm von Minute zu Minute zu. Am Himmel funkelten die ersten Sterne, und auch der Mond war bereits zu sehen. Wie eine fahle Scheibe klebte er am Firmament.

Das Deck war pieksauber. Auch das Wasser im kleinen Pool war so klar, daß man bis auf den Grund sehen konnte.

Weiß wie die Brücke leuchtete auch die Reling. Gordon Gray warf einen Blick zur Brücke hoch und sah hinter den getönten Scheiben die Umrisse des Kapitäns. Die Radarantenne funkelte wie ein modernes Kunstwerk aus Silber.

Ruhig zog die Jacht ihren Kurs. Der scharfe Bug schnitt die anlaufenden Wellen wie ein Messer in zwei Hälften und ließ das gischtende Wasser an der Bordwand entlang strömen.

Gordon Gray stellte sich an die Reling und schaute auf das Wasser, dessen blitzende Wellenkämme und gefährliche Strömungen und Strudel ihn faszinierten.

Sein Tief verschwand.

Er dachte wieder an seine Modezeichnungen. Sah das Wasser, die Wellen und malte sich im Geiste aus, wie dies umgesetzt als Muster auf einem Kleid aussehen würde. »Fantastisch«, murmelte er und spielte mit dem Gedanken, die Idee in die Tat umzusetzen. Seine Arbeitsutensilien hatte er zum Glück mitgebracht und in seiner Kabine eingeschlossen.

»Wellen und Wind. Mal verspielt, dann wieder herausfordernd und aggressiv, das müßte eine Moderichtung werden.« Er beschloß, mit Faretti darüber zu reden. Gordon Gray war so in Gedanken vertieft, daß er die Schritte nicht hörte, die über das Deck tappten.

Plötzlich legten sich zwei Frauenhände vor seine Augen, und um ihn wurde es dunkel.

»Rate mal, wer da ist?« hauchte eine weibliche Stimme in sein linkes Ohr.

Da brauchte Gray nicht lange zu überlegen. Er wußte, wer hinter ihm stand. »Sandra«, sagte er nur.

»Richtig, woher weißt du das?« Die Hände vor seinen Augen verschwanden. Gordon Gray drehte sich um.

Sandra hatte sich einen weitmaschigen Strickmantel übergeworfen, den der Wind wie eine Fahne aufblähte. Darunter trug sie ein glänzendes Kleid mit ovalem Ausschnitt. In der rechten Tasche des Mantels steckte eine Flasche Champagner, in der linken zwei Gläser.

»Ich wollte mit dir einen Schluck trinken«, sagte die schwarzhaarige Sandra, und ihre Kirschenaugen leuchteten dabei. »Hast du Lust?«

Gordon Gray befand sich augenblicklich wieder in guter Laune und stimmte zu. »Klasse!« rief Sandra und klatschte in die Hände.

Gray zog die Flasche aus der Tasche. Er drehte den Drahtverschluß auf und hielt ihn kaum in der Hand, als der Überdruck den Korken aus der Öffnung trieb.

Mit einem Knall schoß er in die Höhe. Der Sekt sprudelte hinterher, und lief schaumig am Hals der Flasche entlang.

Sandra hielt die Gläser schon bereit. »Schenk ein!« rief sie übermütig und lachte. Gordon Gray tat ihr den Gefallen.

Der Champagner schäumte über, aber das machte beiden nichts. Während die Brückenbeleuchtung eingeschaltet wurde, standen sie an der Reling und prosteten sich zu.

»Cheerio«, rief Sandra.

»Auf dein Wohl.«

Das Mädchen leerte das Glas in einem Zug. Sie schlürfte den Sekt in sich hinein. Wie sie das machte, ließ auf Routine schließen.

»Ah, das tat gut.«

»Noch einen Schluck?« fragte Gray, der weniger getrunken hatte.

»Sicher.« Sandra funkelte ihn an. Diese Frau war eine geballte Ladung an Sex. Sie war nicht schlank, aber die Pfunde waren gut verteilt. Irgendwie erinnerte sie an die junge Liz Taylor.

Gordon Gray füllte ihr Glas noch einmal.

Sandra wurde lustiger und die Flasche leerer. Dann hing das Girl schon an Gordons Hals.

»Darling, wir beide haben noch eine tolle Nacht vor uns«, kicherte sie ihm ins Ohr.

Gray grinste. »Kann schon sein. Aber wenn du zuviel trinkst, schläfst du vorher ein.«

»Wer sagt das?«

»Die Erfahrung.«

»Nein, ich bin anders.«

Gray hob die Schultern. »Du mußt es wissen.«

Längst war die Dunkelheit hereingebrochen, und am Himmel tauchten gewaltige Nachtwolken auf, die hin und wieder den Mond verdeckten. Als Gordon Gray einmal zufällig einen Blick zur Brücke warf, sah er einen Mann von der Besatzung die weißgestrichene Treppe zum Deck hinunterlaufen. Er schien in Eile zu sein.

»Was ist los?« rief Gray.

»Nichts, Sir. Wir haben nur in unmittelbarer Nähe ein Schiff gesehen, das ohne Positionsleuchten fährt.«

»Und?«

»Vielleicht ein Schmugglerkahn.«

Die gute Stimmung war plötzlich wie weggeblasen. Gordon Gray mußte auf einmal an die Karten denken. Ein Schmugglerkahn. Vielleicht sogar mit Rauschgift beladen. Gray mußte an die zahlreichen Berichte denken, die in den Zeitungen gestanden hatten, und in denen es darum ging, daß moderne Piraten Kreuzfahrtschiffe gekapert und die Passagiere getötet hatten.

Sollte hier auch so etwas passieren?

Sandra merkte, was mit ihm los war. »Hast du was?« fragte sie.

Gordon Gray schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht. Nur was der

Knabe von der Besatzung da gesagt hat, macht mich doch etwas stutzig.«

»Du meinst das unbeleuchtete Schiff?«

»Ja.«

Sandra lachte. »Vielleicht sind es Schmuggler auf ihrer gefährlichen Fahrt. Ich finde das ungeheuer romantisch.«

»Ich aber nicht!« Die Antwort klang schroff. Für Gordon Gray war das Thema Sandra beendet. Er drehte sich aus ihrem Griff. Gebannt starrte er auf das Wasser und versuchte, die Konturen des Schiffes auszumachen.

Ohne Erfolg.

Von der Brücke her hörte er Stimmen. »Wir werden sie anleuchten!« Das war das Organ des Kapitäns.

»Aye, aye, Sir.«

»Aber dazu fahren Sie am besten noch näher ran.« Der Kapitän gab die entsprechenden Kommandos.

Die Jacht nahm einen leichten Kurswechsel vor. Sie hielt sich jetzt etwas mehr backbord.

Gordon Gray war auf den Ausgang des Manövers gespannt. Er beobachtete, schaute angestrengt in die Dunkelheit und über die Wasserfläche hinweg.

Sandra dagegen sah direkt über die Reling nach unten. Sie war leicht seekrank.

Aus den rechteckigen Kabinenfenstern fiel Licht und legte sich in hellen Streifen auf das Wasser. Plötzlich stieß Sandra einen Laut aus. »Da, sieh, Gordon, da schwimmt was. Direkt an der Bordwand. Meine Güte, sind das viele Fische.«

Auch Gordon Gray senkte jetzt den Blick. Seine Augen weiteten sich, er stöhnte. »Was ist los?« rief Sandra bestürzt.

»Das – das sind keine Fische, sondern – Ratten!«

***

Gelbweiße Mündungsblitze tanzten vor dem Lauf der Maschinenpistole und erhellten die Dunkelheit.

Die Zeichen des Todes.

Das Mündungsfeuer blendete mich für einen Moment. Als ich mich auf die Planken warf, pflügte die erste Garbe bereits das Wasser vor dem Bug meines Bootes auf. Die Projektile klatschten hinein. Kleine Fontänen spritzten hoch.

Ich lag wieder zwischen der hinteren Ruderbank und dem Heck und wagte nicht, den Kopf zu heben und zurückzuschießen.

Im nächsten Augenblick sägten die Geschosse in das Holz des Kahns.

Splitter fuhren heraus, ich hörte die Einschläge, und jedes einzelne trieb mir einen heißen Schauer über den Rücken.

Aber warum wanderten die Garben nicht weiter? Ich sah nur, wie sie in den Bug des Bootes hämmerten und dort alles zerstörten.

Die Maschinenpistole verstummte so plötzlich wie sie aufgeklungen war. Nach dem häßlichen Tak-Tak der Waffe war es still, bis auf ein Schlürfen und Gurgeln.

Ich wußte woher das Geräusch kam.

Von meinem Boot.

Und nun war mir auch klar, weshalb der Kerl nicht auf mich gefeuert hatte. Er hatte das Boot zerschossen.

Wasser drang ein. Die Kugeln hatten das morsche Holz zum Teil zerfetzt. Ich mußte mich retten.

Und zwar auf das Schiff. Damit geriet ich in Teufels Küche. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Kugeln hatten Löcher gerissen. Manche so groß wie eine Faust. Durch die Löcher sprudelte das Wasser in meinen Kahn.

Verdammt…

Es gurgelte und schmatzte. Ich erhob mich aus meiner Deckung, blieb aber in der hockenden Stellung. Ein Blick zum Schiff zeigte mir, daß der MPi-Schütze noch immer an der Reling stand und mich beobachtete. Deutlich sah ich den Chinesen ohne Kinn im Widerlicht einer hin- und herbaumelnden Laterne.

Das Wasser umspülte bereits meine Beine.

Und es stieg weiter.

Synchron dazu sank das Boot. Schon klatschten die ersten Wellen über die Bordwand, und meine Lage wurde von Sekunde zu Sekunde bedrohlicher. Es gab keine andere Möglichkeit mehr. Meinen Vorsatz, das Tau zu kappen, konnte ich mir von der Backe schminken. Im Gegenteil, ich war froh, daß es noch hing, denn so konnte ich mich auf den alten Seelenverkäufer hangeln.

Wer hätte das gedacht!

An diesem Tag ging auch alles schief. Seit meiner Ankunft in Hongkong machten die andern mit mir, was sie wollten. Ich kam mir vor wie eine Figur, die man nach Belieben hin und her schob.

Langsam mußte ich mir etwas einfallen lassen. Ich stellte mich hin. Das Wasser umspülte meine Knie.

Plötzlich sah ich etwas, das mich zutiefst erschreckte. Von der Steuerbordseite des Schiffes sprangen graubraune Körper ins Wasser.

Die Ratten!

Zu Hunderten klatschten sie in die See. Die fetten Körper bildeten einen regelrechten Teppich auf der Oberfläche, und ich war froh, jetzt nicht schwimmen zu müssen.

Was hatten die Nager vor?

Im Moment war das für mich uninteressant. Meine Aufmerksamkeit wurde von einigen Lichtern abgelenkt, die auf der Backbordseite

meines sinkenden Bootes aufleuchteten.

Ein Schiff!

Mein Herz schlug plötzlich schneller.

War das die Rettung?

Dann aber dachte ich daran, in welche Richtung die Ratten schwammen. Ihr Ziel war das Schiff, und ich nahm an, daß sie es kapern wollten.

Meine Güte, wie sollte das noch alles enden?

Das Rauschen und Gurgeln wurde stärker. Mein Kahn stand dicht vor dem Untergang.

Ich mußte jetzt von Bord.

Ich arbeitete mich zum Bug vor und packte das Tau mit beiden Händen.

Das Tau war naß und rutschte mir durch die Finger. Es bereitete mir Schwierigkeiten, mich daran hoch zu hangeln, aber mir blieb keine andere Möglichkeit.

Unter mir sackte das Boot weg.

Da hing ich bereits am Tau. Die Wellen klatschten gegen meine Beine, ich zog die Knie an und hangelte mich weiter. Stück für Stück kam ich voran.

Am Heck stand der Chinese und beobachtete mich. Am liebsten hätte ich ihn über Bord gezogen, aber da blieb der Wunsch Vater des Gedankens.

Unter mir gurgelte und schäumte das Wasser der Heckschraube. Wenn ich jetzt abrutschte, geriet ich unweigerlich in den Sog der Schraube. Was dann mit mir geschah, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Rechte Hand, linke Hand.

So ging es weiter. Immer mehr näherte ich mich dem Schiff, auf dem meine Feinde schon lauerten.

Die Hälfte der Strecke hatte ich bereits geschafft. Zum Aufatmen kam ich nicht, denn plötzlich flammte von dem zweiten Schiff her ein Scheinwerfer auf, der im Nu einen Teil des Decks des alten Seelenverkäufers in gleißendes Licht tauchte.

Auf einmal schien die Zeit stehenzubleiben…

***

Sandra schrie.

Spitz und grell hallte der Schrei über Deck. Das Mädchen trat einen Schritt zurück und preßte die Hände in einer sinnlosen Geste gegen die Ohren.

Gordon Gray aber stierte fassungslos auf die Wasseroberfläche. »Die Karten«, flüsterte er, »die Karten haben es gezeigt. Ich wußte es!«

Er wandte sich um.

Sandra schrie noch immer.
Da schlug er ihr ins Gesicht. Eine rauhe, aber wirkungsvolle Methode.
Das Mädchen verstummte.
Von der Brücke erschallte eine Stimme. »Was ist da los, zum Teufel!«
Sandra und Gray gaben keine Antwort. Das Mädchen starrte den Zeichner aus panikgeweiteten Augen an. Gläser und Flaschen waren aufs Deck gefallen und zerbrochen.
»Was – was machen wir jetzt?« flüsterte sie.
»Ich weiß es nicht.« Gordon drehte sich und warf einen Blick auf das Wasser.
Es wurden immer mehr. Wie ein brauner Teppich schwemmten die Ratten auf das Schiff zu. Dicht an dicht…
Grauenhaft…
Die Bordwand war zwar glatt, aber Gray glaubte, daß es den Ratten nichts ausmachen würde, daran hochzuklettern. Irgendwie schafften sie es bestimmt.
»Wir müssen weg!« schrie Sandra.
Gray lachte. »Und wohin?«
Das Mädchen hob die Schultern.
Im gleichen Augenblick sah sie etwas, das sie für einen Moment ihren Schrecken vergessen ließ.
Von der Brücke her durchschnitt ein breiter Lichtstrahl die Dunkelheit. Er berührte die Wasseroberfläche, breitete sich dort wie ein heller Teppich aus, wanderte weiter und erfaßte das Schiff, von dem die Ratten gekommen waren.
Der Kahn lag höchstens eine halbe Meile entfernt. Beide Schiffe, der Seelenverkäufer wie auch die Jacht, hatten die Fahrt gedrosselt.
Der Lichtstrahl schwenkte über das Deck des Seelenverkäufers. Er riß verrottete Aufbauten aus der Dunkelheit und traf die auf dem Deck stehenden Menschen.
Ein zweiter Scheinwerfer flammte auf. Er folgte dem ersten, glitt über den Rattenteppich, wanderte an der Bordwand hoch und erhellte die zweite Hälfte des Decks.
Noch immer sprangen die Ratten umher.
Gordon Gray sah noch etwas anderes.
Einen Mann, der hinter dem Heck des Schiffes an einem Tau hing.
»Was hat das zu bedeuten?« fragte Sandra mit kaum zu verstehender Stimme. Sie bekam keine Antwort.
Gordon Gray dachte nur an die Karten und an die Folgen.
»Die Ratten sind bereits an der Jacht, Käpt’n!« gellte eine Stimme über das Deck. Gordon Gray riß den Kopf herum. Ein Mann der Besatzung lief zum Heck. Er schrie: »Verdammt, sie kommen aufs Schiff. Was sollen wir machen?«

Plötzlich war die Panik da. Die unzähligen Ratten hatten die Jacht eingekreist. Es war unerklärlich, wie sie es schafften, die Bordwand hochzuklettern.

Jetzt noch die Flucht zu ergreifen, dazu war es zu spät.

Gordon Gray schaute sich um. Noch waren keine Ratten in der Nähe. Ein Gedanke zuckte durch seinen Kopf. Gray riß Sandra an der Schulter herum.

»Komm!« rief er, »unter Deck!« Das schwarzhaarige Mädchen folgte ihm. Sie liefen zur Treppe und stolperten die Stufen hinab. Gordon Gray drückte als erster die Schwingtür auf und erreichte den schmalen Kabinengang.

Sandra knickte um. Sie trug hochhackige Schuhe und konnte darin kaum laufen. Gordon Gray packte sie am Arm. »Los, reiß dich zusammen. In meine Kabine.« Er sprach abgehackt und schnell. Auch ihm saß die Angst im Nacken, vielleicht noch mehr als dem Mädchen, denn er hatte die Todeskarte aufgedeckt.

Vor ihnen sprang die Tür auf. Plötzlich verbaute ihnen Falco Faretti den Weg. Sein Gesicht war gerötet.

»Was ist da oben los?« knurrte er.

Gordon Gray gelang es, einen Blick über die Schulter des Schiffseigners zu werfen. Frou Frou, das Girl aus Costa Rica, saß auf dem Bett. Sie trug nicht einen Faden am Leib.

»Die Hölle«, erwiderte Gray hastig. »Ratten greifen unser Schiff an. Ich habe dir doch gesagt, die Karten…«

»Iiihhh – Ratten!« schrie Frou Frou und wickelte sich in die Bettdecke.

»Spinnst du?« fuhr Faretti seinen Freund an. »Wo sollen die denn herkommen?«

»Von einem anderen Schiff. Bleib in deiner Kabine und schließ die Tür.«

Gordon Gray drückte sich an Faretti vorbei. Er zog die humpelnde Sandra hinter sich her.

Der Modekönig sah ihm fassungslos nach. Gray kümmerte sich nicht darum, was sein Freund machte. Er riß die Kabinentür auf und schlüpfte in den Raum.

Sofort eilte er zu dem kleinen Fenster, starrte durch die dicke Scheibe und fuhr unwillkürlich zurück.

Dicht vor sich – und nur durch die Scheibe getrennt – sah er das aufgerissene Maul einer Ratte.

Gordon Gray war mit seinen Nerven am Ende.

***

Auf dem Deck war der Teufel los!

Die Ratten hatten einen Großteil des Schiffes erobert. Backbord,

Steuerbord, am Heck, am Bug, überall quollen die Tiere über die Reling und verteilten sich blitzschnell. Ihre Füße trappelten über die blankgescheuerten Planken. Sie drangen in jeden Spalt, in jede Ritze ein, besessen von dem dämonischen Auftrag, das Schiff in Besitz zu nehmen.

Britt, die hellblonde Schwedin mit den kurzgeschnittenen Haaren, erwischte es zuerst.

Sie hatte sich mit dem Steuermann heimlich getroffen. Zusammen waren sie in die Kabine des Mannes gegangen und verließen sie erst wieder, als die Unruhe immer größer wurde.

Sie trennten sich, weil sie nicht zusammen gesehen werden wollten.

Britt machte einen Fehler. Anstatt in ihre Kabine zu laufen, ging sie hoch zum Deck. Falls man sie sah, konnte sie die Ausrede eines Spaziergangs benutzen.

Plötzlich sah sie die Ratten.

Die Woge aus Leibern bewegte sich vor ihr. Sie schrie. Gellend und markerschütternd. Ihr Schrei hallte über das Deck, wurde zwar gehört, doch niemand reagierte. Jeder hatte mit sich selbst genug zu tun.

Ein halbes Dutzend Ratten sprangen sie auf einmal an.

Die Schwedin versuchte zu fliehen, sie drehte sich um, spürte das Gewicht der Tiere in ihrem Rücken und taumelte auf die Reling zu. Sie hatte die Arme erhoben, den Mund weit aufgerissen, und aus ihren Augen leuchtete die Panik.

Die Angst trieb sie weiter.

Britt prallte gegen das Geländer, starrte in die Tiefe, sah die anderen Ratten, die am Bootsrumpf hochkletterten, und ihr Schrei erstickte in einem Wimmern.

Dann fiel sie vornüber.

Die Schwedin klatschte ins Wasser. Augenblicklich schlugen die Wellen über ihr zusammen.

***

Harry van Dyck wurde das zweite Opfer der Ratten. Er hatte viel getrunken, taumelte durch seine Kabine und sang ein uraltes Shanty. Die Flasche hielt er in der rechten Hand. Als er den Arm hob, da sah er, daß die Flasche leer war.

»Shit auch«, fluchte van Dyck und schleuderte die Flasche gegen die Wand. Nachschub hatte er nicht mehr. Er wußte jedoch, wo er welchen bekommen konnte. Harry van Dyck steuerte die Tür an, riß sie auf und stolperte in den Gang.

Mit unsicheren Schritten torkelte er den Kabinengang entlang, lallte unverständliche Worte, erreichte den Aufgang, verfehlte die erste Sprosse und stieß sich das Knie.

Er fluchte. Unsicher bückte er sich und rieb sich die schmerzende

Stelle. »Scheißschiff.« Er zog die Nase hoch und wischte mit dem Hemdsärmel über die Lippen. Dann machte er sich bereit, die Stufen hochzusteigen. Am Handlauf hielt er sich fest.

Van Dyck kam genau zwei Stufen weit.

Dann sah er die Ratten.

Sie ballten sich am Ende des Aufganges und starrten ihn tückisch an.

Harry van Dyck glaubte an eine Halluzination. Auch die Schüsse regten ihn nicht weiter auf.

»Andere sehen weiße Mäuse, wenn sie breit sind, und ich sehe eben Ratten«, murmelte er. »Egal.« Er machte eine unsichere Handbewegung. »Platz da, ihr süßen Tierchen…«

Da sprangen die ersten Nager auf ihn zu.

Ihre Körper wirbelten durch die Luft, klatschten gegen Harry van Dyck und warfen ihn zurück.

Plötzlich waren sie überall.

***

Ich hing noch immer an dem Tau und hatte meinen Kopf so weit gedreht, daß ich das zweite Schiff sehen konnte.

Die beiden Scheinwerfer blendeten aber so sehr, daß ich Einzelheiten nicht erkennen konnte. Dafür hörte ich Schüsse und hin und wieder einen spitzen Schrei. Welches Drama mochte sich dort abspielen?

Ich erstickte fast an meiner Wut. Hilflos mußte ich mit ansehen, wie meine Gegner das Steuer an sich rissen. Das machte mich so rasend. Auch auf dem Seelenverkäufer blieb es nicht mehr ruhig. Die Besatzung hatte sich an der Reling versammelt und diskutierte lautstark.

Hin und wieder hörte ich ihr Lachen.

Die Ratten hatten das Schiff verlassen. Jedenfalls sah ich keinen Körper mehr ins Wasser klatschen. Mir wurden langsam, aber sicher die Arme lahm. Mein eigenes Körpergewicht zog an mir, die Finger begannen steif zu werden, und ich wußte genau, daß ich es nicht mehr lange aushalten würde.

Das war auch nicht nötig. Der Chinese mit seiner Maschinenpistole erinnerte sich wieder an mich. Er baute sich am Heck auf und rief etwas in seiner Heimatsprache. Ich verstand zwar seine Worte nicht, doch seine Geste war deutlich.

Ich sollte hinüber zu ihm.

Dabei fragte ich mich, was sie mit mir vorhatten. Erschießen oder mich den Ratten zum Fraß vorwerfen? Oder sollte ich dem Gelben Satan geopfert werden?

Das eine war ebenso schlimm wie das andere. Eine Wahl hatte ich nicht. Aber ich beschloß, mich zu wehren. Einfach würde ich es den Brüdern nicht machen. Darauf konnten sie jetzt schon Gift nehmen.

Ich hangelte mich weiter. Immer dem Heck des Seelenverkäufers entgegen. Rechts, links – links, rechts…

Eine schweißtreibende Arbeit. Das Tau wurde durch mein Gewicht stark belastet. Es hing durch. Und zwar so weit, daß die Wellen gegen meine Füße klatschten. Hoffentlich kamen die Haie nicht auf die Idee, nach mir zu schnappen.

Sie taten es nicht.

Der Chinese hielt weiterhin seine Maschinenpistole auf mich gerichtet. Auch er wurde von den beiden Scheinwerfern erfaßt. In seinem kinnlosen Gesicht bewegte sich kein Muskel. Er stand wie eine Statue, und nur die Augen verrieten, daß er lebte.

Von ihm und von seinem hellhäutigen Kumpan, der mit einem umgeschnallten Colt herumlief, hatte ich keine Gnade zu erwarten. Ebenso wenig von dem Kapitän, für den nur Geld zählte.

Von den beiden Trägern, die mich aus dem Abwasserkanal geschafft hatten, ebenfalls nicht, und der Vampir wartete förmlich darauf, mir das Blut aussaugen zu können.

Ich erreichte die Reling und umklammerte den oberen Handlauf. Der Rost fraß sich in meine Handfläche. Der Chinese machte keine Anstalten, mir behilflich zu sein, und so quälte ich mich allein auf das Deck.

Prompt fiel ich auf den Bauch. Als ich mich herumdrehen wollte, spürte ich die Waffenmündung am Hals.

Mir lief es kalt über den Rücken. Ich traute dem Chinesen durchaus zu, daß er abdrückte, aber er hielt sich zurück. Ich vernahm Schritte. Dann hörte ich die barsche Stimme des Kapitäns.

»Steh auf!«

Der Befehl galt mir. Die kalte Mündung verschwand von meinem Hals, und ich quälte mich auf die Beine.

Harper hieß der Kapitän. Er war Engländer, wenn ich ihn beim ersten Besuch recht verstanden hatte. Aber darauf sollte ich nicht hoffen. Von landsmännischer Verbundenheit hielt er nichts.

»Wie bist du entkommen?« herrschte er mich an.

»Durch eine Tür.«

Für einen Moment funkelte es in den Augen des Burschen. Dann gab er dem Chinesen einen Wink.

Der holte aus. Die Waffe hätte mich in Höhe der Hüfte getroffen, doch rasch ging ich einen Schritt zurück.

Der Kerl mit der Waffe verfehlte mich und bekam leichte Gleichgewichtsstörungen. Ich trat ihm voll in die Kehrseite, so daß er nach vorne flog und gegen die Reling prallte.

Harper griff unter sein schmutziges Jackett.

Da hielt ich die Beretta längst in der Hand. »Hier spielt die Musik, Käpt'n«, sagte ich…

***

Gordon Gray ließ sich auf das breite Bett fallen und vergrub sein Gesicht in beide Hände. Ein lautloses Schluchzen schüttelte seinen Körper. Die Nerven wollten nicht mehr mitspielen.

Der schwarzhaarigen Sandra ging es um keinen Deut besser. Sie hatte auf der Bettkante Platz genommen und starrte Löcher in die Luft, während ihr der Schweiß von der Stirn lief.

Sandra hatte einen Schock bekommen. An der Bordwand und am Fenster hörten sie das Trappeln und Kratzen unzähliger Füße. Immer mehr Ratten schienen das Schiff zu stürmen. Schreie – in der Kabine nur gedämpft zu hören – ertönten auf dem Deck. Dort kämpfte die Besatzung heldenhaft gegen die Rattenplage, doch die tapferen Männer mußten unterliegen.

Da halfen auch keine Waffen, es waren zu viele vierbeinige Gegner.

Gordon Gray hielt sich die Ohren zu. Verzerrt war sein Gesicht. Er konnte das Fiepen nicht mehr hören.

Auf dem viereckigen Tisch lagen noch die Tarockkarten. Die Karte mit dem Tod als Symbol lag abseits.

Die Weissagung würde sich erfüllen, davon war Gordon Gray fest überzeugt. Jemand hämmerte gegen die Tür.

Gray rührte sich nicht. Er hatte abgeschlossen.

»Gordon, mach auf! Öffne! Ich – ich kann nicht mehr. Schnell!« Es war Falco Faretti, der so schrie.

»Geh in deine Kabine!« schrie Gray.

»Neiinnn!« heulte Falco. »Ich bitte dich, öffne! Sie – sie sind alle tot. Auch Harry. Schrecklich…«

Gordon Gray zuckte zusammen, als Faretti den Namen ihres gemeinsamen Freundes nannte. Er stand auf und schritt in Richtung Tür.

Wieder hämmerte Faretti dagegen. »Öffne, bitte…«

Gray drehte den Schlüssel herum.

Sofort stieß Falco Faretti die Tür nach innen. Er war nicht allein. Frou Frou schleifte er am Handgelenk gepackt hinter sich her. Ohne einen Blick in den Gang zu werfen, schmetterte Gordon Gray die Tür wieder zu. Dann drehte er sich um.

Frou Frou war zu Sandra gelaufen und sprach auf die Freundin ein.

Falco Faretti, der große Modezar, stand wie ein begossener Pudel mitten im Raum. Er sah erbärmlich aus. Man merkte ihm die Schrecken an, die hinter ihm lagen. Sein Gesicht war aufgedunsen. In seinen Augen lag ein leerer Ausdruck.

»Was – was ist da passiert?« stotterte er.

»Ich weiß es nicht.« Flüsternd kam Grays Antwort.

Falco Faretti wußte auch nicht mehr, was er sagen, geschweige denn tun sollte. Er sah die Flasche in der fahrbaren Hausbar. Alter

französischer Cognac.

Auf ein Glas verzichtete er. Faretti trank aus der Flasche. »Vielleicht der letzte Drink in meinem Leben«, sagte er mit einer Spur von Galgenhumor.

»Gib mir auch einen Schluck«, bat Frou Frou.

Sie bekam die Flasche.

Faretti setzte sich und wischte sich die feuchten Lippen trocken. Dann holte er aus der Außentasche seiner Jacke einen zweiläufigen Derringer. An zwei Fingern hielt er die Waffe hoch.

»Zwei Kugeln«, sagte er, »eine ist für mich. Wer ist scharf auf die andere?« Niemand meldete sich.

Falco Faretti schaute die Leute der Reihe nach an. »Los, meldet euch. Freiwillige vor. Ist doch sowieso alles beschissen. Ratten haben das Schiff besetzt.« Er lachte hart.

»Hör auf!« schrie Frou Frou und schüttelte sich. »Ich kann es nicht mehr hören.«

Sandra stand plötzlich auf. »Seid doch mal still«, sagte sie.

Die Männer schwiegen.

Es war ruhig geworden. Keine Schüsse mehr, keine Stimmen vom Deck. Gerade weil es so still war, klangen das Rascheln und Kratzen so überdeutlich.

Es gab keinen Zweifel: Die Ratten waren an der Tür!

***

Der Kapitän war überrascht. Nie hätte er es wohl für möglich gehalten, auf Widerstand zu stoßen. Er ging unwillkürlich einen Schritt zurück.

»Bleib stehen!« befahl ich.

Er gehorchte.

Aus den Augenwinkeln bekam ich mit, daß der Chinese die Maschinenpistole fest umkrampfte und sich umdrehen wollte, um mich vor die Mündung zu bekommen. Ich schwenkte den Arm mit der Beretta. »Laß es!« warnte ich ihn.

Der Chinese stand still.

»Und jetzt die Waffe weg!«

Die Maschinenpistole prallte auf die Planken.

Ich war zufrieden. Vorerst. Ich wußte allerdings nicht, wie es weitergehen sollte. Zwar stand der Kapitän des Schiffes vor meiner Mündung, aber den Kahn steuern, das konnte ich nicht. Ich mußte ihn zwingen, einen anderen Kurs einzuschlagen oder über Funk die Küstenwache zu alarmieren. Mit einer Pistole im Rücken würde der Kerl mir bestimmt gehorchen.

Er schien meine Unsicherheit zu bemerken, denn ein breites Grinsen flog über sein Gesicht.

»Und jetzt?« fragte er.
»Das lassen Sie mal meine Sorge sein. Ich kriege Sie schon dahin, wo ich Sie haben will.«
»Da bin ich aber gespannt.«
»Dürfen Sie auch. Und jetzt umdrehen!«
Er kam dem Befehl nach und zeigte mir seinen Rücken. Sorgen machte mir der Chinese. Er hatte die Waffe zwar fallen lassen, aber er sah mir nicht so aus, als hätte er schon aufgegeben. Wenn ich jetzt mit dem Kapitän losmarschierte, hatte ich den Chinesen im Rücken.
Ich sprach ihn an. »Komm her!«
Er rührte sich nicht. Entweder verstand er mich nicht, oder er wollte mich nicht verstehen.
Der Kapitän lachte. Er ahnte etwas von meinen Nöten. Die Arme hielt er halb erhoben, um mich in Sicherheit zu wiegen. Von den anderen sah ich noch nichts. Besonders schwer lag mir der Bursche mit seinem umgeschnallten Colt im Magen. Dieser nachgemachte Cowboy schien verdammt gefährlich zu sein.
»Kapitän, dann machen Sie ihm klar, daß er zu mir kommen soll«, sagte ich.
Harper zögerte. Mich erinnerte diese Szene an ein Abenteuer, das etwa anderthalb Jahre zurücklag und mich auf die Totenkopfinsel geführt hatte.[3]
Harper sagte irgendwas zu dem Chinesen. Was, verstand ich nicht. Der Mann nickte und machte einen Schritt nach vorn auf mich zu.
Ich hatte vor, ihn bewußtlos zu schlagen, damit er mir nicht mehr in den Rücken fallen konnte.
Doch es kam anders.
Beim nächsten Schritt spielte mir der Bursche noch etwas vor, aber dann fegte sein Karatetritt mir die Waffe aus den Händen. Der Mann war so schnell, daß ich die Bewegung nicht verfolgen konnte. Hinzu kam noch ein Handikap. Ich mußte zusätzlich den Kapitän im Auge behalten.
Ich spürte einen ziehenden Schmerz in der Hand – zum Glück hatte der Chinese sie nicht voll getroffen.
Da sprang mich der Chinese schon an.
Diesmal segelte ich zurück. Mit ihm zusammen. Ich prallte mit dem Rücken gegen die Reling. Zwei Hände griffen nach meiner Kehle. Ich nahm den Kopf nach vorn, und die Fingernägel schrammten an meinem Kinn entlang.
Dann riß ich mein Knie hoch.
Zum Teufel mit aller Fairneß, hier ging es um mein Leben.
Der Chinese stieß pfeifend die Luft aus. Ich drehte mich, um Platz für meine Linke zu bekommen. Doch plötzlich hatte ich das Gefühl, meine Hand wäre in einen Schraubstock geraten. Mein Gegner hielt sie fest

und drehte sich.
Ich mußte die Bewegung mitmachen, doch ich kannte einen Gegengriff. Ein Tritt von mir fegte dem Burschen die Beine weg.
Er fiel auf die Planken und ließ vor Schreck meine Hand los. Sofort war er wieder auf den Beinen, gab aber nicht acht und lief voll in meine Gerade.
Der Chinese spielte Flieger.
Die Reling war nicht hoch genug für ihn.
Ein Schrei, und dann war der Körper verschwunden.
Instinktiv sprang ich zur Seite, wollte weg aus dem Lichtschein. Es war schon zu spät.
Harper stand da.
Beinahe lässig hielt er die Maschinenpistole in den Händen. Der Finger lag am Abzug. In seinen Augen tobte die Wut.
»Noch eine Bewegung, Sinclair, und es hat dich gegeben. Darauf kannst du dich verlassen.«
Ich hob die Arme.
Ich atmete schwer. Der kurze Kampf hatte mich angestrengt. »Und nun?« fragte ich, »willst du mich erschießen?«
Harper wurde einer Antwort enthoben, denn im gleichen Moment nahm das Schiff Fahrt auf…

***

Es war eine fantastische Nacht.
Der Himmel hatte eine dunkelblaue Farbe angenommen. Sterne schimmerten wie kostbare Diamanten, und die Luft war lau und von besonderen Duftstoffen durchzogen.
Suko kam sich vor wie in einem riesigen Garten, der jedoch leicht zu einer tödlichen Falle für ihn werden konnte, darüber war er sich ebenfalls klar.
Huangs Haus lag weit oben in den Bergen. Im Norden befand sich China. Von dort schimmerte ein Licht herüber, doch im Süden, wo Hongkong lag, breitete sich die Lichterflut wie ein riesiger Teppich unter den Augen des Betrachters aus.
Es war ein fantastisches Panorama, und wer dies jeden Tag genießen wollte und sein Haus in den Bergen baute, der mußte ein Vermögen ausgeben.
Suko und das Mädchen waren in Shaos kleinem Datsun hergefahren. Sie hatten das Gefährt in einer Schneise geparkt, so daß es vom Weg aus nicht so rasch gesehen werden konnte.
Der Verkehr hatte merklich nachgelassen. Nur noch vereinzelt fuhren Wagen die ins Innere des Landes führende Straße hoch. Wer hier lebte, wollte seine Ruhe haben. Meist waren es Europäer, die sich das Häuschen am Berg hingesetzt hatten, doch im Laufe der Zeit, als

Hongkong sich immer mehr zu einer Film- und Industriestadt entwickelte, und die Einheimischen ebenfalls ins Geschäft mit einstiegen, hatte der Reichtum auch einige chinesische Familien überschüttet.

Klar, daß die Leute ihre Häuser in die beste Gegend hinsetzten.

Aber auch Gangster hatten hier ihre Privatdomizile. Von Shao hatte Suko einiges über die Hongkonger Unterweltszene erfahren. Sie unterschied sich kaum von der in New York oder London. Allerdings waren hier neben den reinen Profigangstern auch noch die Tongs, die Geheimbünde, am Werk. Sie trugen oft blutige Kriege untereinander aus.

Suko und das Mädchen gingen zu Fuß weiter. Bis dicht vor das Haus zu fahren, war ihnen zu risikoreich.

Es war ein Vorteil, daß Shao die Gegend hier wie ihre Handtasche kannte. Sie führte Suko nach rechts in die Büsche hinein und fand mit traumwandlerischer Sicherheit einen schmalen Pfad, der sich durch den dichten Wald zum Haus hochschlängelte, allerdings am Grundstück vorbeiführte, wie das Mädchen sagte.

Shao ging voran.

Der Blütenduft war betörend. Überall raschelte es. Die Tiere der Nacht waren erwacht und machten sich bemerkbar. Der Boden unter ihnen war weich und nachgiebig.

Hin und wieder schimmerten Lichter durch die Dunkelheit. Es waren Parklampen oder erhellte Fenster.

Li-Shen sammelte inzwischen seine Männer. Sie sollten eine Stunde später einen Ring um das Haus ziehen, um im Notfall eingreifen zu können.

Suko und Shao hofften, daß dies nicht nötig war, doch auf eine Sicherheit konnten sie nicht verzichten. Mein Freund war zusätzlich mit einem Sprechfunkgerät ausgerüstet, das eine Reichweite von fünf Meilen besaß.

Shao blieb stehen.

»Was ist?« fragte Suko.

»Wir sind da«, sagte sie und deutete nach vorn in die Dunkelheit, wo der dichte Wald begann. »Dort müssen wir noch durch, und dann erreichen wir das Grundstück.«

Suko hoffte sehr, in Huangs Haus auch Kai-tak wiederzutreffen. Er hoffte, daß seinem Partner nichts geschehen war.

Sie drangen in den Wald ein. Diesmal fanden sie keinen Weg, sondern mußten sich um die Bäume förmlich herum winden. Unter ihren Füßen knackte das Unterholz. »Hat dein Vater Wachen aufgestellt?« flüsterte Suko.

»Ich weiß nicht.«

Zehn Minuten später erreichten sie den Zaun, der das Grundstück an

der Waldseite abgrenzte. Es war ein einfacher Maschendrahtzaun, der leicht zu überklettern war.
Suko ging in die Hocke und peilte erst einmal die Lage, während sich Shao hinter einem Baumstamm versteckt hielt.
Der Garten war dunkel. Keine der aufgestellten Laternen brannte, auch im Haus sah Suko kein Licht.
Es schien, als wäre niemand da.
Mein Freund machte Shao ein Zeichen.
Das Girl huschte auf ihn zu. Shao hatte sich umgezogen. Sie trug jetzt eine enge lange Hose und einen dunklen Rollkragenpullover.
Neben Suko ging sie in die Knie.
»Wir können es riskieren«, sagte der Chinese und legte Shao seine Hand auf die Schulter. »Warte bitte hier, ich mache den Anfang.«
»Okay.«
Suko erhob sich und kletterte gewandt wie eine Katze an dem hohen Zaun hoch. Der Zaun bog sich zwar durch, aber er hielt. Suko schwang sich geschickt hinüber und bedeutete Shao, ihm zu folgen.
Er half ihr dabei, doch bevor Shao es noch geschafft hatte, tauchten aus der Dunkelheit plötzlich zwei Gestalten auf. Sie hatten irgendwo im verborgenen gelauert. Es waren Diener des Gelben Satans, denn auf ihren Oberkörpern schimmerten die Fratzen. Bewaffnet waren sie mit handlichen Holzknüppeln, und sie machten auch nicht viel Federlesens, sondern schlugen sofort zu, nachdem sie Suko in die Zange genommen hatten.
Mein Freund duckte sich.
Der erste Schlag pfiff über seinen Kopf hinweg, doch der zweite traf schmerzhaft seine Schulter.
Suko taumelte zurück.
Sofort setzten seine Gegner nach.
Mit der Handkante stoppte Suko einen herab sausenden Arm. Der Knüppel flog aus der Faust des Schlägers und wirbelte davon. Suko packte den Mann und warf ihn gegen seinen heranstürmenden Kumpan.
Beide fielen hin.
Suko kam blitzschnell über sie, und zwei Atemzüge später waren die Schläger bewußtlos.
Shao sprang zu Boden, als Suko sich aufrichtete.
»Habe ich eine Angst um dich gehabt«, flüsterte sie.
Suko rieb sich die Schulter. »Da muß dein Vater schon Männer schicken, um mich zu überwältigen.« Er deutete auf das Haus. »Ich hoffe, daß der Weg jetzt frei ist.« Shao hob die Schultern.
Von Nachteil war, daß wenig Bäume oder Büsche auf dem Gelände wuchsen. Die Strecke bis zum Haus war gut zu überblicken.
Geduckt liefen die beiden los. Diesmal übernahm Suko die Führung.

Sie überquerten einen schmalen Plattenweg und erreichten einen kleinen Gartenstreifen, der an der Ostseite des Hauses entlangführte.

Shao besaß einen Schlüssel. Sie holte ihn aus der Hosentasche und lief leichtfüßig bis zur Haustür vor.

Sie passierten die Garage, den Parkplatz und blieben dann vor der gläsernen Eingangstür des fünfeckigen Bungalows stehen.

»Panzerglas«, raunte das Mädchen.

Shao schob den Schlüssel ins Schloß.

Suko drückte die Tür auf und betrat das Haus. Seine Hand hing in der Nähe der Waffe, doch er brauchte sie nicht zu ziehen. Niemand griff sie an.

Huang hatte eine Überwachungsanlage in sein Haus einbauen wollen, damit er von einem Monitor aus sehen konnte, wer ihn besuchen wollte. Bisher hatte er das Vorhaben aber noch nicht realisiert. Zum Glück für Suko und das Mädchen.

Sie betraten eine weiträumige Halle, deren Wände gefliest waren. Sie zeigten Motive aus der Geschichte Chinas. Sitzkissen und kleine Tische luden zum Verweilen ein, aber deshalb waren Suko und Shao nicht gekommen.

»Das Haus hat einen sehr tiefen Keller«, wisperte Shao. »Wir haben ihn schon oft als Lager benutzt für unsere Särge.« Sie zeigte auf eine schmale Holztür. »Dort geht es hinunter.«

Suko schritt voran. An der Tür blieb er noch einmal stehen. »Du bleibst am besten hier.«

»Nein!« Shao schüttelte den Kopf.

Mein Freund runzelte die Stirn und hob die Schultern. »Okay, wie du willst.« Verschlossen war die Tür nicht. Vorsichtig zog Suko sie auf und sah im schwachen, von unten herauf scheinenden Licht eine Wendeltreppe, die in die Tiefe führte.

Die Wand links und rechts bestand aus rauhem Putz.

Rötlichviolett schimmerte das Licht, und es wurde von zahlreichen, kleinen Lampen abgestrahlt, die unter der Kellerdecke zu kleben schienen.

Kein Stein knirschte unter Sukos Sohlen, als er die Treppe hinunterschlich. Kein Geräusch verriet ihn und Shao. Auch im Keller war es ruhig. Nichts deutete auf die Anwesenheit von Menschen hin.

Am Ende der Treppe wandte Suko den Kopf.

Shao machte ihm ein Zeichen. Geradeaus, bedeutete das. Links und rechts zweigten zwar Türen ab, aber die dahinterliegenden Räume waren uninteressant, wie das Mädchen Suko mit wispernder Stimme zu verstehen gab.

Der Gang führte in ein mächtiges Gewölbe hinein. Der glatte Beton verschwand und machte natürlich gewachsenem Stein Platz. Manchmal tropfte Wasser von der Decke und fiel klatschend auf den

Boden.

Der Gang endete vor einer breiten, zweiflügeligen Holztür, die oben rund zulief. Shao brachte ihre Lippen dicht an Sukos Ohr. »Hinter der Tür liegt das Lager.« Suko nickte.

Er spürte die Spannung, die ihn erfaßt hatte und wußte, daß in den nächsten Minuten etwas geschehen würde.

Der Chinese zog die mit silbernen Kugeln geladene Beretta. Er hoffte, daß die geweihten Kugeln auch hier in Asien die Dämonen der niederen Stufe ausschalteten. Die große Tür besaß ein einfaches Eisenschloß. Da Suko bisher sämtliche Türen offen gefunden hatte, nahm er an, daß auch diese nicht verschlossen war.

Er hatte sich nicht getäuscht.

Der Chinese zögerte jedoch.

Was lauerte hinter der Tür?

Er spürte, wie sich das Mädchen an ihn drückte. Der warme Atem streifte seine Wange, und Suko wünschte sich, nicht in diesen Keller zu sein.

Irgendwie fühlte er bereits die magische Aura, die von dem hinter der Tür liegenden Raum ausging.

Eine gefährliche Aura, der Atem der Hölle…

Mein Freund drückte die Tür auf. Vorsichtig, einen Spalt nur, damit er hindurchschauen konnte.

Rotviolettes Licht, das aus den Wänden kam, mehr sah er nicht. Teile des Kellers lagen im Finstern. Kein Mensch war zu sehen, auch kein Dämon. Es schien keine Gefahr zu drohen.

Suko wand sich durch den Spalt.

Shao folgte ihm.

Jetzt wurde es kritisch.

Der erste Schritt, der zweite. Sukos rechter Arm beschrieb einen Halbkreis, die Waffe wanderte mit. Dabei suchte die Mündung nach einem Gegner, nach einem Angreifer.

Es blieb ruhig.

Zu ruhig…

Wo lauerte die Gefahr?

Suko wandte den Kopf nach links. Er sah die Felswand und die röhrenförmigen Gebilde, die dort in die zylinderartigen Öffnungen geschoben waren.

In den Röhren steckten Menschen. Nur die Köpfe schauten daraus hervor. Einen der Gefangenen kannte Suko. Es war – Kai-tak!

***

Sukos Herz setzte einen Schlag lang aus. Für einen Moment blieb er stehen und schloß die Augen. Er öffnete sie wieder und sah das gleiche Bild. Es war keine Halluzination. Kai-tak lag in der Tat in einer

der Röhren.

Hinter ihm atmete Shao gepreßt aus. »Das – das ist doch nicht möglich«, raunte sie. Suko gab keine Antwort, sondern schritt lautlos auf die Röhren zu. Es waren drei. Kai-tak lag in einer von ihnen.

Suko entdeckte in der lebensgroßen Figur den Gelben Satan.

Schaurig war sie anzusehen. Sie hockte auf einem Stein und schimmerte weiß bis violett. Sechs Drähte endeten an ihrem Körper. Über der Figur schwebte – kaum sichtbar und an einen Gazestreifen erinnernd – eine gelbe Wolke. Sie umflorte den Kopf wie ein Schein.

»Ist er das?« fragte Suko.

»Nur eine Abbildung«, erwiderte Shao. »Der echte Dämon muß sich auf dem Schiff befinden.«

»Wahrscheinlich stehen die beiden miteinander in Verbindung«, vermutete mein Freund.

Shao nickte.

Suko streckte die linke Hand vor, und seine Finger glitten über den Stein. Er fühlte sich seltsam warm an, und Suko glaubte, daß unter der Außenschale etwas lebte. Die Steinfigur war dabei, zu einem dämonischen Leben zu erwachen. Suko dachte dabei an ein Abenteuer, das noch nicht lange zurücklag und ihn in den Alptraum-Garten mit seinen lebenden Steinfiguren geführt hatte.[4]

Soweit sollte es hier nicht kommen. Ein Gelber Satan reichte. Der zweite mußte schon im Ansatz seines Entstehens vernichtet werden.

»Ich werde ihn zerstören«, sagte Suko fest.

»Dazu wird es wohl kaum kommen«, hörten er und Shao plötzlich eine kalte Stimme in ihrem Rücken.

Das Mädchen wirbelte herum und starrte den Mann an, der aus dem Hintergrund des Gewölbes hervortrat.

»Vater!« rief sie…

***

Die beiden Diener, die mich zum Schiff gebracht hatten, traten wieder in Aktion und fesselten mich an die Reling. Die Lederschnüre saßen fest, und ich sah keine Chance mehr zur Flucht.

Wenigstens vorläufig nicht.

Harper hatte die Kerle herbeigerufen, auch seinen besonderen Freund, den Mann mit dem umgeschnallten Colt, diesen verhinderten Westernhelden.

Sein Hass auf mich mußte besonders groß sein, denn er starrte mich an, als wollte er mich fressen.

Ratten sah ich nicht mehr. Sie mußten alle ins Wasser gesprungen sein, um das andere Schiff zu entern.

Noch immer erhellten die beiden Scheinwerfer das Deck des Seelenverkäufers. Zum Glück befanden sie sich in meinem Rücken, so

daß ich nicht geblendet wurde.

Das blieb aber auch die einzige Erleichterung. Von dem zweiten Vampir sah ich nicht einen Eckzahn. Der Untote schien sich verkrochen zu haben. Vielleicht gefiel ihm die Helligkeit nicht. Ich hoffte noch immer auf ein Schiff, das zufällig unseren Weg kreuzte, und dessen Besatzung auf uns aufmerksam wurde.

Die Motoren liefen nur mit halber Kraft. Es würde – und da war ich mir sicher – ein schwieriges Anlegemanöver werden, denn die See war unruhig. Immer wieder trug der Nachtwind Wellen hoch und rollte sie als weite Dünung vor sich her.

Am Himmel zeigten sich die Sterne und sandten ihren Gruß aus unendlicher Ferne. Vielleicht sah ich sie zum letzten Mal. Meine Gedanken drehten sich plötzlich um meine Freunde. Ich dachte an Suko, der jetzt in Hongkong nach Spuren suchte und sie wahrscheinlich nicht fand. Meine Chancen sanken. Harper hätte ich am liebsten in das Gesicht geschlagen, als er mir mit einem widerlichen Grinsen auf den Lippen die Beretta abgenommen hatte.

»Damit du keinen Unsinn mehr machst.« Seine Worte klangen mir in den Ohren nach.

Ich zerrte an meinen Fesseln. Man hatte mir die Riemen über die wunden Handgelenke gedreht. Nun spürte ich wieder den Schmerz.

Auf dem Seelenverkäufer breitete sich Hektik aus. Für mich ein Zeichen, daß wir bald anlegen würden.

Ich war gespannt.

Der Seelenverkäufer näherte sich der Jacht. Es wurde noch mehr Motorkraft zurückgenommen – dann verstummten die Maschinen ganz.

Ich drehte meinen Kopf.

Ein paar Yards nur entfernt sah ich die schneeweißen Aufbauten einer prächtigen Jacht, doch Menschen entdeckte ich auf dem Deck nicht.

War die Besatzung etwa…

Ich wagte gar nicht weiterzudenken, aber die Ratten auf dem fremden Schiff sagten mir genug. Sie rannten durcheinander, hatten das gesamte Deck besetzt und waren ungeheuer aufgeregt.

Die lange Meeresdünung hob beide Schiffe hoch und drückte sie aufeinander zu. Ich vernahm hinter mir ein häßliches Kreischen und Schaben, als sich die beiden Bootsrümpfe aneinander rieben.

Dann wurden die Schiffe wieder voneinander getrennt.

Kapitän Harper schrie Befehle. Seine Leute gehorchten. Plötzlich stand einer der Diener neben mir auf der Reling. Er hatte die Arme ausgebreitet und hielt so das Gleichgewicht. Ich hätte es nicht geschafft.

Als sich die Boote abermals einander näherten, sprang er.

Sein Körper flog fast waagerecht durch die Luft. Ich verdrehte den Kopf und verfolgte den Sprung. Für einen winzigen Augenblick hatte ich das Gefühl, der Mann mit dem nackten Oberkörper würde das Boot verfehlen, aber er fing sich und hechtete über die Reling der Jacht. Gut kam er auf, rollte sich über die Schulter ab und stand. Die Ratten griffen ihn nicht an.

Der Mann gab ein Handzeichen.

Sofort flog das erste Tau hinüber. Der Diener des Gelben Satans fing es geschickt auf und wickelte es ein paarmal um die Reling. Das gleiche geschah mit dem zweiten Tau.

Jetzt waren die beiden Schiffe miteinander vertäut.

Der Mann auf der Jacht hetzte leichtfüßig in Richtung Brücke und entschwand meinen Blicken.

Wenig später verlöschten die Scheinwerfer.

Dunkelheit…

Sie kam mir vor wie ein riesiges schwarzes Tuch, und es dauerte Sekunden, bis sich meine Augen daran gewöhnt hatten. Sternen- und Mondlicht reichten aber aus, um die einzelnen Deckaufbauten genau erkennen zu können.

Der Mann von der Jacht sprang wieder herüber auf den Seelenverkäufer. Er wurde gebraucht, denn Harper dirigierte ihn und seinen Kumpan zu einer Luke, in der sie verschwanden.

Ich wettete hundert zu eins, daß sie den Gelben Satan holten.

Die Wette gewann ich.

Die Träger tauchten schon bald mit der Sänfte wieder auf. Sie trugen sie so vorsichtig, als hätten sie Angst, der Gelbe Satan würde zerbrechen.

Auf dem Deck war es still geworden. Niemand sprach ein Wort. Jeder schaute auf den Gelben Satan, auf ihren Herrn und Meister, dem sie ihre Seele verkauft hatten. Er wurde getragen. Die Diener schritten an dem alten Ladebaum vorbei und passierten das Ruderhaus.

Damit gerieten sie in meine Nähe.

Wollte der Gelbe Satan zu mir?

Mein mulmiges Gefühl steigerte sich noch. Wiederum stand ich einem asiatischen Dämon gegenüber. Schon einmal hatte ich gegen den Roten Dämon gekämpft, der, von dem wahnsinnigen Wissenschaftler Hakato gesteuert, Japans Hauptstadt Tokio vernichten wollte. Damals hatte ich den Dämon Kamikaze beschwören können, doch heute half mir keiner.[5]

Mit meinen Füßen konnte ich mich noch verteidigen, das war alles. Und das Kreuz hing vor meiner Brust. Es wurde jedoch von dem Rollkragenpullover verdeckt. Ich spürte nur, wie es leicht zu vibrieren begann und Wärmestrahlen aussandte. Ein Zeichen, daß sich etwas unvorstellbar Böses in der Nähe befand.

Die beiden Diener hatten mich in der Tat als Zielobjekt ausgesucht. Sie stellten die Sänfte so hin, daß mich der Gelbe Satan anschauen konnte.

Ein großer Schritt trennte uns nur.

Zum erstenmal sah ich ihn aus der Nähe. Unsere Blicke fraßen sich ineinander. Nie würde ich sein Aussehen vergessen.

Er sah ungeheuer schaurig aus. Die weißviolette Gestalt, die von einer flimmernden gelben Aura umflossen wurde, die rotgeäderten Augen, die nach unten gebogenen Lippen, die in seinem Gesicht wie dunkle Striche wirkten, und der kahle Schädel. All dies ergab eine schreckliche Gestalt, wie sie nur die Hölle schaffen konnte.

Jetzt hob der Gelbe Dämon die Arme. Er zeigte mir die Finger.

Fast so lang wie die Finger präsentierten sich die langen Nägel. Sie waren nach innen gebogen und erinnerten mich an nadelspitze Dolche.

Blitzschnell schossen die Arme vor.

Ich drückte mich zurück, doch die Fesseln hielten mich.

Dicht vor meiner Brust kamen die Nägel zur Ruhe. Das Gesicht des Gelben Satans verzog sich zu einem grausamen Lächeln. Jetzt hatte er mich, und das wollte er auskosten.

Er beugte sich etwas weiter vor, und schon kratzten die Nägel über den Stoff meines Pullovers.

Dann passierte es.

Ein Schrei.

Gellend, markerschütternd. Weit riß der Gelbe Satan seinen Mund auf. Ein Blitzstrahl fegte zwischen seinen Lippen hervor und jagte in den Nachthimmel.

Die Hand zuckte zurück. Plötzlich fehlten an ihr drei Fingernägel. Sie waren zu einer klebrigen Masse zusammengeschmolzen, von der dünne Rauchsäulen emporstiegen, die penetrant rochen.

Die beiden Diener konnten im letzten Augenblick noch zufassen, sonst wäre der Gelbe Satan von seiner Sänfte gefallen.

Der Blitz aber jagte weiter in den Himmel. Ich hob den Kopf und sah ihn verschwinden, doch im nächsten Augenblick war er wieder da. Er raste mit ungeheurer Geschwindigkeit dem Schiff entgegen, wurde mit jedem Meter, den er zurücklegte, breiter. Er rundete sich vorn ab und hüllte den Gelben Satan ein.

Ein Gesicht erschien. Es legte sich wie eine transparente Maske über die Fratze des Dämons.

Das Gesicht kannte ich.

Es war die Fratze des Teufels.

Gelb erschien sie. Manifestiert als Schädel eines Ziegenbocks mit spitzen Hörnern und einer lang vorgezogenen Schnauze, deren bleckendes Gebiß mich anstarrte.

Der Teufel…

Er stand mit dem Gelben Satan in Verbindung, war gewissermaßen sein Schutzpatron.

Ich stand im übertragenen Sinn Asmodis gegenüber, dem obersten Höllenfürsten, meinem Erzfeind Nummer eins. Es gab viele Namen für die Ausgeburt des Bösen, für das Urböse gewissermaßen. Die einen sagten Teufel, die anderen Satan. Im Orient wurde er Scheitan genannt, im Griechischen Asmodeus oder Asmodis.

Das Böse hatte viele Namen.

Ich sah das Gesicht, und dann war es wieder verschwunden. Warum hatte sich Asmodis mir gezeigt? Wollte er mich warnen? Wollte er mir zeigen, unter welchem Schutz sich der Gelbe Dämon befand?

Der Gelbe Satan setzte sich wieder aufrecht hin. Er schaute mich noch einmal haßerfüllt an und gab seinen Dienern dann ein Zeichen. Sie brachten ihn weg. Geschickt kletterten sie auf die Reling und schafften es, ungehindert auf das andere Schiff zu gelangen.

Der Kapitän aber war neugierig geworden. Er kam zu mir und hob meinen Pullover hoch. »Will doch mal sehen, was den Gelben Satan so erschreckt hat?« fragte er. Er starrte auf das Kreuz. Plötzlich begann er zu lachen. »Ein Kreuz, mehr nicht.« Er faßte es an, und ich sah in seinem Gesicht, was er vorhatte.

»Das brauchst du bestimmt nicht mehr«, sagte er und riß an der Kette.

»Neinnn!« Ich schrie, setzte alles auf eine Karte und trat zu.

Harper wurde zurückgeschleudert. Er ließ das Kreuz los, verdrehte die Augen und fiel auf das Deck.

Harper rührte sich nicht mehr. Bewußtlos blieb er liegen.

Die anderen hatten von dem Vorfall nichts mitbekommen. Sie kletterten alle an Bord der Jacht. Auch der letzte Blutsauger befand sich unter ihnen.

Ich blieb allein auf dem Totenschiff zurück.

Und der Gelbe Satan wollte seine Rache. »Zur Hölle mit dir, Sinclair!« brüllte er, streckte seinen linken Arm aus, und im nächsten Augenblick schlugen lange Flammenzungen aus den Fingern hervor und wirbelten über das Deck.

Im Nu hatte das Holz Feuer gefangen, und vor mir befand sich eine wabernde Flammenhölle…

***

Frou Frou krallte ihre spitzen Fingernägel in Falco Farettis Jackenstoff. »Die Ratten!« kreischte sie. »Sie sind da. Hörst du sie nicht?«

Der Modezar schwitzte Blut und Wasser. Wütend fuhr er herum, umfaßte beide Handgelenke der Frau und schleuderte Frou Frou zur

Seite. Sie verfehlte die Bettkante und blieb auf dem Boden liegen. Sofort war Sandra bei ihr. »Das hättest du nicht tun sollen!« fuhr sie Faretti an.

»Halt das Maul.«

Gordon Gray sagte gar nichts. Er saß in angespannter Haltung auf dem Stuhl und lauschte. Jedes Kratzen, jedes Nagen verursachte eine Gänsehaut auf seinem Rücken.

Sandra half der weinenden Frou Frou auf. »Komm, setz dich«, sagte sie.

Frou Frou schüttelte den Kopf. Ihre schwarzen, herrlichen Locken flogen. »Nein, nein… ich will hier liegenbleiben und sterben. Laß mich. Laß mich doch…«

Sandra hatte als einzige von ihnen die Nerven behalten. Sie legte Frou Frou kurzerhand aufs Bett.

Dann schlich sie zur Tür.

»Was willst du da?« schnappte Faretti.

Sandra wurde einer Antwort enthoben, denn Gordon Gray hatte sein Gesicht dem schmalen Fenster zugewandt.

»Sie entern das Schiff!« rief er.

Zuerst schauten sich die Anwesenden ungläubig an. Dann – wie auf ein geheimes Kommando – kam Bewegung in sie. Alle stürzten auf das schmale Fenster zu. Selbst Frou Frou.

Da sahen sie es.

Taue wurden auf die Jacht geworfen und an der Reling befestigt. Frou Frou begann zu beten. Sie sang dabei in ihrer Heimatsprache, was Faretti aufregte.

»Halt endlich deinen Rand!« fuhr er das Mädchen an.

»Da ist jemand an die Reling des Schiffes gefesselt«, sagte Gordon Gray plötzlich. Wenig später erlebten die vier Menschen das Auftreten des Gelben Satans mit. Sie sahen, wie er mit dem Gefesselten sprach, und ihre Angst wurde noch größer. Dann raste ein Blitzstrahl in den Himmel und kam wieder zurück.

»Da, der Teufel!« krächzte Sandra und machte unwillkürlich ein Kreuzzeichen. Frou Frou begann wieder zu beten. Niemand sagte ihr jetzt noch etwas.

Draußen vor der Tür kratzten weiterhin die Ratten. Ihre Körper klatschten gegen die Verkleidung, und es war nur noch eine Frage der Zeit, wann sie das Holz durchnagt hatten.

Das Geschehen an Bord des Totenschiffes fesselte die vier Menschen auf eine dramatische Weise. Sie bekamen mit, wie der Gelbe Satan auf ihr Schiff gebracht wurde und sie sahen den blonden Mann an der Reling stehen und wie er einen anderen zu Boden schickte. Der Kerl in der zerschlissenen Kapitänsuniform blieb auf dem Rücken liegen.

Dann geschah etwas, was den Eingeschlossenen auf der Jacht den

Atem raubte. Von ihrem Schiff aus leckten Flammenzungen auf das Deck des Seelenverkäufers, das sofort Feuer fing. Im Nu brannte es lichterloh.

»Himmel, er verbrennt!« kreischte Sandra, und Frou Frou schlug die Hände vor die Augen.

Die beiden Männer aber senkten den Blick. Sie konnten nicht helfen, sie mußten den blondhaarigen Mann seinem Schicksal überlassen.

Fassungslos starrten sie durch das Fenster in die Flammen.

Wenig später fielen die Taue, die die beiden Schiffe noch miteinander verbanden. Schon hatte die See freie Bahn und trieb die Boote wieder weiter auseinander. »Hört!« rief Sandra. »Schritte!«

Die Männer fuhren herum.

Wie hypnotisiert starrten Falco Faretti und Gordon Gray auf die Kabinentür.

Die Fremden, die die Rattenplage ausgelöst hatten, kamen bereits den Gang entlang. Außer den Tritten hörten sie das aufgeregte Fiepen der Ratten.

Mit einem Ruck wurde die Tür aufgestoßen.

Die Mädchen schrien und wichen bis in die äußerste Ecke der Kabine zurück.

Eine Armee von Ratten quoll in den Raum. Plötzlich waren sie überall. Auf dem Bett, der Couch, auf den Stühlen, sie hockten auf dem Tisch und huschten die Wände hoch.

Aber sie griffen nicht an.

Noch nicht…

Dann trat der Gelbe Satan ein. Er war aus seiner Sänfte gestiegen. Seine beiden Diener flankierten ihn. Es folgte der Mann mit dem umgeschnallten Colt. Nur den Vampir entdeckten sie nicht. Er war auf dem Deck zurückgeblieben.

Das Quartett der Hölle stand stumm und beobachtete nur. Bis der Gelbe Satan einen Befehl gab.

»Packt sie!«

***

Huang blieb stehen, und ein gefährliches Lächeln kerbte seine Lippen. Im diffusen Licht schimmerte seine Haut rötlich. Er trug einen ebenfalls rötlichen langen Mantel, der mit zahlreichen Zeichen bestickt war, die Suko aus der Mythologie des alten China kannte. Vor allen Dingen kehrte das Drachenmotiv immer wieder. Gerade die Drachen waren es, die auch in Europa die Mythen und Fabeln bestimmten. Selbst der Name Dracula leitete sich davon ab.

»Ich wußte, daß du gekommen bist, Tochter«, sagte er und behielt sein Lächeln bei. »Wir haben euch beobachtet.«

Er konnte guten Gewissens in der Mehrzahl sprechen, denn er war

nicht allein. In seiner Begleitung befanden sich einige Männer, die Suko bereits unten am Hafen zu sehen geglaubt hatte. Sie alle waren bewaffnet und hatten sich im Raum verteilt. Die gelben Satansfratzen auf ihren Oberkörpern schimmerten.

Beschützend legte Suko einen Arm um das Mädchen, damit es wußte, zu wem es gehörte. Suko wollte für Shao kämpfen.

Er spürte, wie sich ihr Körper straffte. »Was geht hier vor, Vater?« fragte sie.

»Warum tust du so unschuldig, Shao? Du weißt es genau.«

»Nein. Ich weiß nur, daß du dich auf einen furchtbaren Weg begibst.«

»Begeben hast, meine liebe Tochter, denn ein Zurück gibt es nicht mehr.«

Suko hörte nicht zu. Er behielt die sechs Begleiter des Beerdigungsunternehmers im Auge.

Shao schüttelte den Kopf. »Ich begreife dich nicht, Vater«, sagte sie. »Warum hast du das getan? Hast du nicht genug Geld gehabt? Ging es dir nicht blendend? Warum hast du dich auf den finsteren Pfad begeben? Der Weg in die Hölle ist tödlich. Glaub mir, Vater!«

Über Huangs Lippen zuckte weiterhin das Lächeln. Seine Stimme besaß einen drohenden Unterton, als er sagte: »Du irrst dich, Tochter, mir ging es nicht um das Geld, sondern um die Macht. Und die kann mir nur der Gelbe Satan geben, so wie er es vor langen Zeiten schon mit seinen Dienern gemacht hat. Macht über Menschen, das ist es, was ich wollte. Er und ich, wir bauen sein Reich wieder auf, und dann gehören Hongkong und China uns. Wir werden die Herrschaft der Dämonen einführen und alle Menschen unterwerfen. Diejenigen, die sich gegen uns stellen, werden getötet. Ich frage dich ein letztes Mal: Bist du bereit, dich auf meine Seite zu stellen?«

Shao zuckte zusammen. Sie ging einen Schritt vor, und Sukos Hand sank von ihrer Schulter. Jetzt kam es darauf an. Welche Bindung war stärker? Die zu ihrem Vater – oder die zu ihm?

Doch Shao zögerte noch mit der Antwort. Sie wollte erst etwas anderes wissen und wies auf die Statue. »Weshalb hast du den Gelben Satan nachgebildet?«

Huang überlegte. Stille breitete sich aus. In den Augen des Chinesen glomm ein seltsames Licht. »Schön«, sagte er schließlich, »ich will dir eine Antwort geben. Der Gelbe Satan hat mir den Auftrag gegeben, ihn als Figur nachzubilden. Er selbst ist auf dem Weg zu seiner Insel, die ihm schon vor Jahrhunderten gehört hat. Dort hat er mit seinen Ratten gelebt und versucht, das Zeittor aufzubauen. Leider ist es ihm damals nicht gelungen. Die anderen waren zu stark. Mönche haben ihn davon abgehalten. Sie stürmten die Insel und brachten ihn weg. Ihre Religion verbot es ihnen zu töten. Deshalb haben sie den Gelben

Satan nur magisch gebannt. Bis ich kam. Aus alten Schriften erfuhr ich, was damals geschehen ist. Ich habe geforscht und gesucht. Meine gesamte Freizeit habe ich geopfert. Du wirst dich erinnern, daß ich oft nicht zu Hause war. Ich befand mich nie auf geschäftlichen Besprechungen, sondern suchte das Versteck des Gelben Satans. Die Ratten wiesen mir den Weg. Ich führte eine Rattenbeschwörung durch und wußte plötzlich, wo der Gelbe Satan zu finden war. In den chinesischen Bergen, die dicht hinter der Grenze liegen. Ich schaffte es, in das andere Land hinüberzukommen, sprengte die Höhle, in der der Gelbe Satan dahinvegetierte, frei. Dann schaffte ich ihn nach Hongkong. Die Ratten warteten schon. Und langsam löste sich der Bann, der den Gelben Satan gefangen hielt. Nicht nur die Ratten waren seine Freunde, auch die Vampire. Sie tauchten plötzlich in Hongkong auf und suchten nach Opfern. Unser Geschäft wurde für sie ein Stützpunkt.«

Shao schüttelte den Kopf. »Daß du zu so etwas fähig bist«, flüsterte sie. »Das hätte ich nie geglaubt.«

Huang lachte spöttisch. »Die Kraft der Hölle verändert die Menschen, glaub mir. Aber weiter. Wir wollten dafür sorgen, daß so etwas, was damals geschah, sich nicht wiederholte. Der Gelbe Satan sollte einen Doppelgänger bekommen. Eine Figur, die ihm ähnlich sah, und die mit den Gehirnströmen der Menschen aufgeladen wird. Durch eine magische Brücke werden die Ströme geleitet und umgewandelt, damit die Figur etwas von dem übernimmt, was zuvor den Menschen gehörte. Sie wird leben, glaube mir. Und sie wird ein Ebenbild des Gelben Satans werden. In der nächsten Nacht wird die Endphase eintreten, dann beginnt die Herrschaft des Gelben Satans. Und niemand wird ihn und mich mehr aufhalten. Auch John Sinclair nicht.«

Als er meinen Namen nannte, zuckte Suko zusammen. Huang bemerkte es. Er lächelte. »Ja, dein Freund Sinclair befindet sich in der Gewalt des Gelben Dämons. Er ist jetzt schon so gut wie tot.« Damit war für Huang das Thema erledigt. Er wandte sich wieder seiner Tochter zu. »Ich frage dich noch einmal, Shao. Stellst du dich auf meine Seite?«

Das Mädchen wußte schon längst, was es antworten würde. »Nein, Vater, ich beteilige mich nicht an deinen Verbrechen!«

»Ist das dein letztes Wort?«

»Ja.«

»Gut.« Huang nickte, als wäre er bei einer geschäftlichen Besprechung. Mit einem raschen Seitenblick überzeugte er sich davon, daß seine Männer die Waffen weiterhin bereithielten. Mindestens zwei Pistolenmündungen waren auf Suko gerichtet.

»Es tut mir leid, Shao«, sagte er. »Wer nicht für mich ist, der ist gegen

mich. Ich kann keine Rücksicht nehmen, auch nicht, wenn du meine Tochter bis. Das andere geht vor.« Seine Hand deutete auf die Röhre, in der Kai-tak lag.

»Er wird euch töten«, sagte Huang…

***

Ich hatte Glück im Unglück.

Die Flammen waren über meinen Kopf hinweg geschossen und hatten zuerst die Backbordseite in Brand gesetzt. Aber das verdammte Höllenfeuer breitete sich rasend schnell aus. Es fraß sich durch die Planken und würde auch in den Maschinenraum eindringen.

Wieviel Zeit blieb mir?

Eine Minute, vielleicht zwei?

Ich zerrte und riß an meinen Fesseln, doch diesmal bekam ich sie nicht los. Plötzlich kam mir eine Idee. Sie war irre, aber die einzige Möglichkeit. Wenn mir einer helfen konnte, dann war es Kapitän Harper.

Er lag bewußtlos vor mir. Ich mußte ihn wecken.

Eine schwierige Angelegenheit.

Ich streckte meinen Körper, während dicke Rauchschwaden über das Deck zogen, die Sicht vernebelten und mich zum Husten reizten. Doch das war im Moment zweitrangig.

Mit dem linken Fuß stützte ich mich ab, den rechten hob ich an und trat Harper in die Hüfte.

Einmal, zweimal…

Er rührte sich nicht.

»Komm zu dir!« brüllte ich. »Los, wach auf!« Meine Stimme kippte über. Der Rauch biß in meine Augen, sie fingen an zu tränen.

Harper rührte sich nicht.

Ich gab nicht auf und trat fester zu. Plötzlich zeigte sich bei Harper eine Reaktion. Durch das Knistern und Prasseln der Flammen hörte ich deutlich einen Stöhnlaut. Der Kapitän erwachte.

Wieder ein Tritt. »Aufwachen, Harper! Los, kommen Sie zu sich. Rasch, zum Teufel!«

Er setzte sich auf. Aus großen Augen starrte er mich an. Er erkannte mich nicht, seine Blicke waren noch von den Nachwirkungen der Bewußtlosigkeit umflort. »Harper!«

Er hörte meine Stimme. Langsam verstand er, in welcher Lage er sich befand. »Schneiden Sie mich los. Das Schiff brennt!« Ein Hustenanfall schüttelte mich. »Wir – wir beide werden Opfer des Feuers!« keuchte ich. »Sie müssen…«

Er setzte sich auf, drehte den Kopf, sah den Rauch und die Flammen und begann zu schreien.

»Binden Sie mich los!« brüllte ich.

Er kroch auf die Reling zu. Packte die Griffe und zog sich dicht neben mir hoch. Wankend stand er da.

»Warum sollte ich Sie losbinden?« kreischte er mich an. »Sie haben mich doch niedergeschlagen. Die anderen sind meine Freunde. Und ich gehe zu ihnen.«

Das konnte Harper. Die Schiffe lagen noch ziemlich dicht nebeneinander, aber ich war sicher, daß die Taue bald gekappt wurden.

»Sind Sie wahnsinnig?« fuhr ich ihn an. »Ihre Freunde haben doch das Schiff in Brand gesteckt. Es war der Gelbe Dämon. Und ihn kümmerte es nicht, ob Sie noch an Deck waren oder nicht. Das sind Ihre Freunde, Harper.«

Ich hatte ihm meine Worte entgegen geschleudert und sah es seinem Gesicht an, wie er nachdenklich wurde.

»Überlegen Sie nicht lange. Schneiden Sie mir die Fesseln endlich durch!« Irgendwo auf dem Schiff gab es eine Explosion. Brennende Holzteile wirbelten durch die Luft, und ich hatte Glück, daß ich nicht getroffen wurde. Das brennende Holz trudelte über die Reling und versank zischend im Meer.

Vielleicht war die Explosion der auslösende Punkt. Harper zog ein Messer hervor und näherte sich mir.

Sekundenlang schoß mir ein schrecklicher Gedanke durch den Kopf. Wenn er es sich jetzt anders überlegt und dich ermordet, dann…

Doch Harper säbelte an meinen Stricken. Er machte es so geschickt, daß er mich mit der scharfen Klinge nicht verletzte.

Die Stricke fielen.

»Danke!« keuchte ich und streckte meine Hand aus. »Jetzt die Pistole. Meine Beretta!«

Er gab sie mir.

Da wurden die Taue gekappt. Uns hüllten in dem Moment schwarze Rauchschwaden ein. Als ein Windstoß sie vertrieb, sah ich, wie die Taue ins Wasser klatschten.

»Los, rüber!« schrie ich Harper zu. »Wir dürfen keine Sekunde mehr verlieren.« Schon wurde der Seelenverkäufer abgetrieben. Eine Welle hob ihn von der Jacht weg.

Ich wartete auf die Gegenreaktion. Sie kam schnell. Schon kletterte ich auf die Reling.

Harper machte es mir nach. Deutlich las ich die Angst auf seinem Gesicht. »Keine Angst, wir schaffen es!« munterte ich ihn auf, schätzte die Entfernung ab und schrie: »Jetzt!«

Ich warf meinen Körper schwungvoll nach vorn. Wie Superman flog ich durch die Luft. Für einen schrecklichen Augenblick hatte ich die Vorstellung, die andere Reling zu verfehlen, denn die Entfernung schien mir auf einmal unheimlich weit zu sein.

Neben mir schrie Harper brüllend auf.

Er schaffte es nicht, war zu kurz gesprungen. Dicht unterhalb der Reling prallte er gegen den Rumpf der Jacht, suchte vergeblich Halt und klatschte in die Fluten.

Sein Schrei verstummte.

Ich aber hatte genügend Schwung. Wuchtig wurde ich gegen die Reling der Jacht geschleudert. Der Aufprall dröhnte in meinen Knochen wider. Meine Hände fanden den Handlauf und krallten sich daran fest.

Geschafft!

Ich kletterte an Bord.

Sofort warf ich einen Blick in die Tiefe. Ich wollte versuchen, Harper, meinen Lebensretter, herauszuholen.

Hastig schaute ich mich um und entdeckte die Haie.

Aus.

Das andere Schiff war zu einer lodernden Fackel geworden. Obwohl es bereits weiter abgetrieben wurde, spürte ich die Hitzewelle, die mir der Wind entgegentrug. Ein Funkenregen stieg raketengleich in den dunklen Himmel. Es sah aus wie ein prächtiges Feuerwerk, und es war nur eine Frage der Zeit, wann das Feuer den Maschinenraum erfaßte und den Kessel zur Explosion brachte. Dicke Rauchschwaden hüllten den Seelenverkäufer ein und trieben wolkenartig über die See.

Das brennende Schiff mußte gesehen werden. Ich hoffte es, denn allein stand ich auf verlorenem Posten.

Schußbereit hielt ich meine Beretta in der rechten Hand. Das Kreuz hing jetzt auf dem Pullover, wurde nicht mehr von dem dunklen Stoff verdeckt.

Auf der Brücke brannte die Notbeleuchtung. Von der Besatzung entdeckte ich keinen mehr.

Der Widerschein des brennenden und immer mehr abtreibenden Schiffes erhellte auch noch das Deck der Jacht. Ich suchte nach den Ratten, denn irgendwo mußten die Biester sein.

Dann sah ich sie.

Sie hockten abwartend am Heck des Schiffes.

Sie griffen noch nicht an. Der Gelbe Satan hielt sich unter Deck verborgen. Mich interessierte zwar, was er dort anstellte, aber das Herbeirufen von Hilfe war jetzt wichtiger.

Ich lief auf die Brücke. Dieses Schiff hatte sicherlich ein modernes Funkgerät. Und mit diesen Dingern kannte ich mich aus. Ich fragte mich allerdings, wer die Jacht jetzt steuern sollte.

Rasch huschte ich den Aufgang hoch. Die Tür zur Brücke stand sperrangelweit offen. Ich konnte in das Innere schauen und sah auf dem Boden einen Toten liegen. Der grünliche Widerschein der Instrumentenbeleuchtung warf sein fahles Licht auf die Haut des

Mannes und ließ ihn aussehen wie eine Figur aus einem SF-Film.

Noch hatte mich niemand gesehen, und ich war froh darum. Wenn es noch drei Minuten so blieb, dann würde mein Funkruf in den Äther rasen.

Das Brausen hinter mir hörte ich im letzten Augenblick, doch es war schon zu spät, um noch rechtzeitig zu reagieren. Etwas sprang mich mit ungeheurer Wucht von hinten an und schleuderte mich zu Boden.

Die Fledermaus.

Verflucht, an den zweiten Untoten hatte ich gar nicht mehr gedacht. Ich spürte die scharfen Krallen des Tiers und riß instinktiv den Kopf in den Nacken. Dann drehte ich mich ein paarmal um die eigene Achse. Soviel Kraft, um mich festzuhalten, besaß die Fledermaus nicht. Sie ließ los und flatterte in die Luft.

Blitzschnell zog ich meine Waffe.

Da stürzte die Fledermaus auf mich zu.

Ich drückte ab.

Das Geschoß klatschte in den Körper mit der lederartigen Haut, trotzdem fiel die Fledermaus mit ihren gesamten Gewicht noch auf mich. Aus ihren weit geöffneten Maul drang ein fast menschlich zu nennendes Ächzen. Sie schlug wild mit den Flügeln umher. Es war das letzte Aufbäumen gegen den Tod.

Ich stemmte den schweren Körper von mir. Er lag kaum auf den Planken, als der Auflösungsprozeß begann.

Er interessierte mich nicht mehr. Ich wollte auf die Brücke.

Dazu kam es nicht.

Plötzlich hörte ich Stimmen, und im nächsten Moment sah ich den Gelben Satan den Niedergang hochkommen.

Gleichzeitig setzten sich auch die Ratten in Bewegung, und ich hörte den Schrei einer Frau…

***

Die beiden Diener des Gelben Satans sprangen vor. Sie kümmerten sich zuerst um die Männer.

Falco Faretti leistete keine Gegenwehr. Bewegungslos schaute er zu, wie die Finger seine Arme umklammerten und er dann weggeschafft wurde. Seine Hacken schleiften über den Boden. Die Augen waren weit aufgerissen und verdreht.

Dann kam Gordon Gray an die Reihe. Um ihn kümmerte sich der Kerl mit dem umgeschnallten Colt.

»Fassen Sie mich nicht an!« schrie Gray.

Der Mann lachte blechern und zog seine Waffe. Er hielt die Mündung dicht vor das Gesicht des entsetzten Zeichners, und Grays Knie gaben nach.

Er fiel zu Boden.

Die Ratten spritzten auseinander. Sie griffen keine Menschen an, sondern lauerten nur.

Der »Cowboy« packte ihn am Arm und zog ihn hoch. Wie zuvor Faretti wurde auch er nach draußen in den Gang geschleift.

Inzwischen kümmerten sich die Diener mit den entblößten Oberkörpern um die Mädchen.

Frou Frou weinte und betete. Sandra zitterte wie Espenlaub. Sie war leichenblaß, aber sie hatte sich noch am besten in der Gewalt.

Vor der Horrorgestalt blieb sie stehen. »Was haben Sie mit uns vor?« fragte sie.

Der Gelbe Satan gab keine Antwort. Die überließ er dem »Cowboy«: »Ihr werdet nach oben an Deck geschafft und mit auf die Insel genommen.«

»Die – die Insel?«

»Ja, unser Stützpunkt.« Obwohl der »Cowboy« kein Dämon, sondern ein Mensch war, handelte und reagierte er nach den Gesetzen der Hölle. Der Einfluß des Gelben Satans war nicht ohne Folgen geblieben.

»Was sollen wir dort?«

Jetzt lachte der Cowboy. »Rate mal, Süße, was mit Frauen geschieht, die auf einer einsamen Insel sind!«

Sandra senkte den Kopf.

Der »Cowboy« sprach weiter. »Die Männer werden natürlich sterben. Wir werfen sie gleich über Bord. Das ist am besten. Was sollen wir mit ihnen anfangen?«

»Mörder!«

Der »Cowboy« lachte nur. Dann faßte er das Mädchen an der Schulter und zog es herum. Er trieb Sandra aus der Kabine.

Im Gang wartete Frou Frou. Sie lehnte an der Wand, und große Tränen rannen über ihr Gesicht. Sie warf sich an Sandras Brust. »Ich habe alles gehört!« flüsterte sie. »Ich will sterben. Lieber sterben, als diesen Menschen…«

»So leicht wirft man sein Leben nicht weg«, erwiderte Sandra tröstend, obwohl sie ebenso Trost und Hilfe gebraucht hätte. Von den Männern war nichts zu erwarten. Harry van Dyck war tot. Und die beiden anderen steckten so in den Fesseln der Angst, daß sie keinen Ton hervorbrachten und erst recht nicht fähig waren, etwas zu unternehmen.

Memmen, dachte Sandra verächtlich. Widerliche Memmen, die nur stark waren, wenn es um die Freuden des Lebens ging. Kam es aber hart auf hart, dann waren sie die ersten, die jammerten und die Flinte ins Korn warfen.

»Reißt euch zusammen!« zischte Sandra ihnen zu. »Ich dachte immer, ihr wärt Männer!«

Faretti und Gray schauten das Girl nur an.

Der Gelbe Satan hatte seine Sänfte längst verlassen. Er war ein geschlechtsloses Wesen, ein schrecklicher Dämon und nur auf das Böse programmiert. In seinen Augen blitzte es gefährlich, als er befahl: »Bringt sie endlich an Deck.«

Wieder wurden die beiden Männer gepackt, den Kabinengang entlang geschleift und über den Aufstieg hochgezogen.

Gordon Gray flehte und bettelte um Hilfe. Faretti, der Modefritze, sagte nichts. Sandra schwor sich in diesen Augenblicken, es nie so weit kommen zu lassen. Lieber wollte sie sterben, als diesem Dämonen und seinen Kreaturen zu Willen zu sein.

Zusammen mit dem Gelben Satan verließen auch die Ratten die Kabine. Eine graubraune Masse wälzte sich über den Gang, dann die Leiter hoch, um sich mit ihren auf dem Deck zurückgebliebenen Artgenossen zu vereinigen.

Locker hielt der »Cowboy« seinen Colt in der Hand. Die fleckige Seemannsmütze paßte zu seinem Aufzug wie die berühmte Faust aufs Auge.

»Los, ihr Süßen, setzt eure hübschen Fahrgestelle in Bewegung. Ihr seid doch sonst nicht so ängstlich.« Er lachte, als hätte er einen besonders guten Witz gemacht.

Die Mädchen schritten voran. Frou Frou mußte von Sandra gestützt werden. Längst hatte sie sich an das Gewimmel auf dem Boden gewöhnt. Sie beachtete die Ratten kaum noch.

Sie erreichten den Aufgang, schritten hoch und standen dann auf dem Deck.

Der Wind ließ ihre Haare flattern und wühlte sie auf. Er trocknete aber auch ihre Tränen.

Weiter entfernt auf dem Meer brannte der alte Seelenverkäufer wie eine lodernde Fackel. Der Seegang hatte den Kahn bereits einige hundert Yards abgetrieben.

Die beiden Männer hatten an der Reling Aufstellung genommen. Der Gelbe Satan stand etwa fünf Schritte von ihnen entfernt. Die stummen Wächter hielten sich links und rechts von ihm auf.

Zum erstenmal hörten die beiden Mädchen die Stimme des Gelben Satans. Er sprach Faretti und Gray an.

»Ihr könnt wählen!« rief er deutlich, und seine Laute – in abgehacktem Englisch ausgestoßen – trafen die Männer wie Donnerschläge. »Entweder springt ihr freiwillig in die See, oder die Ratten werden euch…«

***

Huangs Worte schwangen noch im Gewölbe wider, als eine kalte Mündung Sukos Nacken berührte.

Mein Freund blieb stocksteif stehen.

Shao aber sprang auf ihren Vater zu. »Du bist wahnsinnig!« schrie sie ihm ins Gesicht. »Du willst wirklich deine eigene Tochter töten lassen?«

Kalt schaute Huang das Mädchen an. »Ich hatte dir die Wahl gelassen, aber du hast dich nicht auf meine Seite gestellt. Ich war sehr großzügig. Die Tochter muß ihrem Vater gehorchen, so steht es überall geschrieben. Du hast es nicht getan und verdienst für deinen Ungehorsam eine Strafe.«

Shao nickte heftig. Suko bewunderte sie. Ihren Mut, ihre Hartnäckigkeit, mit der sie ihrem Vater entgegentrat. Mit welcher Entschlossenheit sie das machte – sie schreckte auch nicht davor zurück, für ihre Ansichten in den Tod zu gehen.

»Eine Tochter soll ihrem Vater gehorchen. Ja, so steht es geschrieben. Aber die alten Zöpfe sind abgeschnitten. Wir leben in einer neuen Zeit, und da kannst du mir nicht mehr mit Sprüchen kommen, Huang.«

Sie sagte nicht Vater, sondern Huang. Das zeigte, wie sehr sie innerlich mit ihm gebrochen hatte.

»Du bedeutest mir nichts mehr, Huang. Ja, ich habe dich einmal geliebt. Aber jetzt liebe ich einen anderen. Er steht neben mir. Unsere Liebe wird stärker sein als der Tod.«

Huang lächelte spöttisch. »Ihr Narren«, sagte er, »ihr hirnverbrannten Narren. Nichts wird euch retten. Und eins sage ich dir. Die alten Zeiten, wo die Kinder wieder voller Hochachtung zu ihren Eltern aufschauen, werden wiederkommen. Verlasse dich darauf, Shao.«

»Möchtest du meine Antwort darauf haben?« erkundigte sich das Mädchen lauernd. »Ja.«

Da schlug sie ihrem Vater ins Gesicht. Es klatschte, als die Hand seine Wange traf. »So, das war meine Antwort, Huang!«

Zwei Gehilfen sprangen vor, um das Mädchen zu packen, doch Huang wehrte ab. »Laßt sie«, sagte er kalt. »Sie entgeht ihrem Schicksal nicht. Der Tod ist ihr gewiß!«

»Lieber sterben, als in deiner Nähe zu leben«, schrie das Mädchen ihren Vater an. Der schaute an ihr vorbei.

Die beiden anderen Kerle hatten Kai-tak bereits aus der Röhre geholt.

Suko wurde noch immer bedroht. Er fragte sich, ob Kai-tak wirklich so stark besessen war, daß er von Huang Befehle annahm, oder ob ihre Freundschaft stärker war?

Der Chinese machte einen letzten Versuch. Ohne sich zu bewegen, sagte er: »Lassen Sie Ihre Tochter leben, Huang. Ich bitte Sie inständig darum!«

Huang hörte gar nicht hin. Er war hinter die Steinfigur getreten und legte ihr die Hände auf den Kopf. So blieb er stehen. Das Gesicht erinnerte an eine Maske, nur die Augen lebten.

Die Männer, die Kai-tak von den Elektroden befreit hatten, traten zur

Seite. Sie behielten Suko nach wie vor im Auge. Eine Chance zur Flucht gab es nicht.

»Komm her, Kai-tak!« erklang Huangs Befehl.

Der hünenhafte Chinese bewegte sich. Er drehte seine Schultern, um sich so aus der engen Röhre zu schieben.

Suko, der Kai-tak ebenfalls anschaute, sah, wie der die Augen öffnete. Stumpf und glanzlos waren seine Pupillen. Da wußte Suko, daß er hier einen anderen Kai-tak vor sich hatte.

Einen Roboter, der nur von einem Befehle annahm. Und das war Huang, der Besessene.

Kai-tak ließ die Arme fallen und berührte mit den Fingerspitzen den Boden. Er schob auch noch das letzte Drittel seines Oberkörpers aus der Öffnung und ließ sich fallen.

»Steh auf!«

Kai-tak gehorchte.

Marionettenhaft erhob er sich vom Boden. Er wandte Suko seine Vorderseite zu, auf der das Symbol des Gelben Satans schimmerte.

Kai-tak hatte es voll erwischt.

Huang lächelte kalt.

Shao, seine Tochter, stand Steif wie ein Denkmal. In ihrem Gesicht regte sich kein Muskel.

Kai-tak war schaurig anzusehen. Der rotviolette Widerschein lag auf seinem Körper, das Gesicht wirkte maskenhaft bleich. Er wartete auf weitere Befehle.

Und die kamen.

Huang löste seinen rechten Arm von der Schulter der Steinfigur, schwang ihn herum und wies auf Suko.

»Töte ihn!« schrie er. »Töte ihn mit deinen bloßen Händen, und bringe dem Gelben Satan dein Opfer!«

Kai-tak drehte sich zu Suko um.

Die beiden Männer – vor wenigen Stunden noch Freunde – starrten sich an. Tu es nicht! sprachen Sukos Augen. Tu es nicht…

Keine Reaktion.

Das Band zwischen Kai-tak und Suko war für alle Zeiten gerissen.

»Jetzt!« schrie Huang, und Kai-tak setzte sich in Bewegung…

***

Die Ratten hatten nur ein Ziel!

Sie stürmten dorthin, wo sich der Gelbe Satan befand. Frou Frou schrie auf, rannte in sinnloser Panik weg, auf den Niedergang zu, verfehlte die oberste Stufe und polterte die Treppe hinunter.

Die Ratten aber interessierten sich nicht für die Frauen. Sie waren auf die anderen beiden Opfer programmiert.

Eine wirklich teuflische Wahl hatte der Gelbe Satan den beiden

gelassen. Sprangen sie, dann wurden sie ein Opfer der immer noch kreisenden Haie, oder aber die Ratten würden sie umbringen.

Doch dagegen hatte ich etwas.

Bis jetzt war ich in der Deckung des Brückenhauses geblieben. Nun aber verließ ich sie und sprang vor.

Zuerst sah mich niemand. Bis dieser nachgemachte Cowboy schrie: »Da!«

Schon peitschte meine Stimme über das Deck. »Halt!« brüllte ich, zog mit der Rechten meine Beretta, stützte mich mit der Linken am Geländer ab, flankte hinüber und mitten hinein in den wirbelnden Rattenberg…

***

Der Druck der beiden Pistolenmündungen verschwand aus Sukos Nacken. Er war froh darüber, denn so hatte er mehr Bewegungsfreiheit, um Kai-tak zu bekämpfen. Suko fragte sich allerdings, wie er diesen Koloß von Mann besiegen sollte. Er hatte ihn mehr als einmal in Aktion gesehen und daher miterlebt, über welche Kräfte der Mann verfügte. Sie waren fast übermenschlich.

Kai-tak hielt die Arme leicht vorgestreckt. Die Hände wirkten wie gewaltige Schaufeln.

Die rechte Faust flog heran. Trotz der marionettenhaften Bewegungen vorhin schlug Kai-tak blitzschnell zu.

Suko aber war darauf vorbereitet. Gedankenschnell sprang er zur Seite und entging einem Volltreffer. Aus den Augenwinkeln sah er, daß zwei von den Kerlen Shao festhielten und ein dritter sie mit der Waffe bedrohte.

Die Männer hatten den Kreis weiter gezogen. Huang schaute gespannt zu. Für ihn stand von vornherein fest, wer der Sieger war.

Und Kai-tak kam.

Dieses Bündel an kaum gebändigter Energie. Ziemlich leichtfüßig bewegte er sich voran. Auf seinem Gesicht zeichnete sich keine Gefühlsregung ab.

Suko wich zurück.

Die Bewegungen sahen tänzerisch aus, aber nur er wußte, welch ein Training all das gekostet hatte, so perfekt die Kunst der Selbstverteidigung zu beherrschen.

Und plötzlich hatte er die Figur im Rücken.

Ein gewaltiger Schlag.

Suko zog den Kopf ein und griff gleichzeitig an.

Seine Rechte fegte genau in das häßliche Gesicht der Steinfigur.

Dieser Schlag mußte irgendeinen Kontakt ausgelöst haben, denn Kai-tak schrie auf. Suko nutzte die Gelegenheit und warf ihn mit einem Hebelgriff zu Boden.

Der Koloß fiel. Seine rechte Hand sah aus, als wäre sie in ein Faß mit Teer gefallen. Überhaupt wurde die gesamte Figur pechschwarz. Und Sekunden später überstürzten sich die Ereignisse.

Huang merkte als erster, daß der Gelbe Dämon dicht vor der Vernichtung stand. »Schießt ihn zusammen!« brüllte er seinen Leuten zu und meinte Suko damit. Gleichzeitig fuhr Kai-tak wieder vom Boden hoch.

Schüsse peitschten. Mündungslichter zuckten durch den Keller. Suko wäre den Geschossen nicht mehr entkommen, wenn Kai-tak sie nicht aufgefangen hätte.

Der Riese wankte.

Suko hechtete zu Boden.

Die Steinfigur platzte. Wie Schlangen wirbelten die Drähte durch das Gewölbe. Mein Freund zog seine Waffe.

Da sprang die Tür auf.

Li-Shen und zehn seiner besten Männer stürmten in das Gewölbe. Im Nu war das Durcheinander perfekt. Huangs Leute versuchten noch, sich zu wehren, doch sie wurden überwältigt, da die Ankommenden das Moment der Überraschung auf ihrer Seite hatten.

Huang aber versuchte die Flucht. In dem allgemeinen Durcheinander kroch er in Richtung Tür.

Da aber stand Shao.

»Nein, Vater«, sagte sie.

»Du wagst es!« brüllte Huang und zog einen Dolch unter seinem Gewand hervor. Shaos Augen weiteten sich in panischem Entsetzen. Sie riß in einer verzweifelten Geste beide Arme hoch.

»Stirb!« schrie ihr Vater, und seine Klinge raste hernieder.

Doch da hechtete ein Schatten durch die Luft.

Suko!

Sein Schlag riß den Chinesen von den Beinen. Huang, der Besessene, prallte zu Boden und überschlug sich mehrere Male. Suko aber packte Shao an den Schultern und drückte sie in den Kellergang. Sofort machte er wieder kehrt und kümmerte sich um Huang.

Der lag im Sterben.

Er hatte die Niederlage nicht überwinden können und sich mit seinem eigenen Dolch getötet. Noch lebte er, noch hatte er seine Augen geöffnet.

Suko ging neben ihm in die Knie.

»Ihr… ihr habt es geschafft«, flüsterte Huang. Plötzlich leuchteten seine Augen wieder klar. »Ich – ich gebe sie dir, Suko. Gib gut auf sie acht. Ich vertraue dir meine Tochter an. Sie – sie ist ein prächtiges Mädchen. Du hast sie verdient…«

Die Augen brachen.

Huang, der im Sterben noch bereut hatte, war tot.

Shao hatte die letzten Worte ihres Vaters mitbekommen. Weinend brach sie neben ihm zusammen. Während Suko seine Hand tröstend um sie legte, sah er, wie sie seinen toten Freund hinaustrugen.

Kai-tak!

»Möge ein anderer seiner Seele gnädig sein«, murmelte der Chinese, und seine Gedanken wanderten zu einem Mann hin, bei dem noch längst nicht alles klar war. Der Mann war ich!

***

Ich landete weich wie auf einem Teppich. Nur mit dem Unterschied, daß dieser Teppich sich bewegte, und aus Hunderten von widerlichen Nagern bestand.

Der »Cowboy« riß seinen Colt hervor und wollte schießen. Aber er sah kein Ziel mehr, da ich mich trotz der lebenden Unterlage zu Boden warf, im nächsten Moment jedoch wieder hochschoß und im Zickzack über Deck spurtete.

Zwei Schüsse peitschten.

Hautnah jaulte das Blei an meinem Schädel vorbei. Ich blieb stehen und feuerte zurück. Ich traf ebenso wenig wie der »Cowboy«.

Dann sprangen mich die Ratten an. Ich schleuderte sie zur Seite und hörte den Gelben Satan schreien.

Er hetzte seine Diener auf mich und den »Cowboy«.

Sie deckten ihn mit ihren Körpern. Vielleicht wußten sie, daß ich nicht auf Leute schoß, die mich nicht angriffen.

Ich befand mich etwa zehn Yards von dem Gelben Satan entfernt und mußte tatenlos zusehen, wie sich die Tiere sammelten, um zu einem Generalangriff anzusetzen.

Wenn in den nächsten Sekunden meinen Gegner nicht besiegte, war ich verloren. Ich bekam kaum mit, wie der Seelenverkäufer in die Luft flog. Aber die Druckwelle erreichte die Jacht und riß mich fast von den Beinen. Auch die anderen hatten Mühe, das Gleichgewicht zu halten, und so bekam ich ein paar Sekunden Vorsprung.

Vielleicht hätte ich es trotz allem nicht geschafft, wenn mir die schwarzhaarige Sandra nicht beigestanden hätte.

Sie hetzte über das Deck auf den schreckensstarren Modekönig zu. Sie packte ihn an der Schulter, riß ihn dabei hart herum, und ihre rechte Hand tauchte unter dessen Jacke.

Mit den Füßen schleuderte ich die anspringenden Ratten zur Seite und konnte zwangsläufig nicht so sehr auf meine Gegner achten.

Das nutzte der »Cowboy« aus.

Er hatte freies Schußfeld.

Ich hatte keine Chance.

Schüsse peitschten auf.

Aber nicht der »Cowboy« hatte geschossen, sondern Sandra. Sie hatte

sich Falco Farettis Derringer genommen und beide Kugeln abgefeuert. Den »Cowboy« hob es auf die Zehenspitzen. Sein Gesicht verzerrte sich, dann kippte er steif wie ein Brett nach vorn.

Der Gelbe Satan schien nicht zu begreifen, was mit seinem Schießer geschehen war. Dumpfe, dann wieder kreischende Laute drangen aus seinem Maul, und die beiden letzten Diener walzten los.

Walzen war der richtige Ausdruck, denn sie traten alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. Wie auf Kommando rissen sie ihre Krummschwerter aus den Scheiden.

Ich griff an.

In meiner Situation blieb mir nichts anderes übrig, und ich kam über sie wie ein Sturmwind. Zum Teufel mit den Ratten, jetzt wollte ich dem Gelben Satan an den Kragen. Und bei Gott, ich setzte alles ein, was ich zu bieten hatte.

Mit dem Lauf der Beretta schlug ich zu. Die Kerle kippten zur Seite weg. Ein Schwerthieb streifte meinen linken Arm, zerfetzte den Stoff und zog eine blutige Schramme über das Fleisch. Ich kümmerte mich nicht darum.

Mein Ziel war der Gelbe Satan.

Jetzt gab es nur noch uns beide!

Und ich hatte die Pistole – und das Kreuz!

Er öffnete sein Maul, riß die Hände hoch, und aus den Fingern schossen Blitze. Schnell tauchte ich darunter hinweg, und dann tat ich etwas, was mir eigentlich gar nicht bewußt war. Es war ein Reflex.

Ich sprang auf den Gelben Satan zu, faßte ihn an den Hüften, schrie auf und warf ihn mit voller Wucht gegen die Reling, um dann die Beine zu packen, ihn hochzuhieven und über Bord zu werfen.

Er klatschte ins Wasser.

Schweratmend stand ich auf dem Deck.

Plötzlich gebärdeten sich die Ratten wie toll. Da ihr Meister nicht mehr da war, gab es nur eins für sie.

Die Nager mußten ihm nach.

Wie die Lemminge stürzten sie sich in die Fluten. Und diesmal lauerten die Haie. Ich warf einen Blick nach unten, sah die Raubtiere des Meeres heran schießen, und plötzlich wurde das Wasser zu einer brodelnden, kochenden Hölle.

Ein paarmal sah ich den Gelben Satan noch auftauchen, aber diesmal half ihm niemand mehr. Nicht Asmodis und nicht der Schwarze Tod.

Die beiden Diener waren noch am Leben. Ich sah auch sie zur Reling laufen, praktisch im Kielwasser des Rattenstroms.

Ich mußte sie retten.

Bevor sie über Bord hechten konnten, war ich bei ihnen und schickte sie ins Reich der Träume. Die Schwerter allerdings, die fegte ich über Bord.

Die letzten Ratten verließen das Schiff. Nicht das sinkende, sondern das Siegerschiff.

Ja, ich fühlte mich als Sieger. Ich hatte den Gelben Satan zur Strecke gebracht, bevor er seine grausame Herrschaft errichten konnte.

Und darauf war ich stolz.

Plötzlich hatte ich ein schwarzhaariges Wesen am Hals hängen.

Sandra!

Ich spürte weiche Lippen auf meinem Mund und erwiderte den Kuß, denn wir hatten uns gegenseitig das Leben gerettet.

In einer Atempause fragte mich der schwarzhaarige Wirbelwind. »Und wie darf ich meinen Helden nennen?«

»John«, erwiderte ich.

»Nur John?«

»Reicht das nicht?«

»Und wie.«

»Na bitte.« Jane Collins war weit vom Schuß, und mir machten die Dankesbeteuerungen des Mannequins nichts aus. Hätten Sie Ihnen auch nicht.

Wetten?

***

Es kamen gleich drei Polizeiboote. Ich hatte einiges zu berichten, sorgte aber erst dafür, daß die Mädchen und die Männer weggebracht wurden. Der »Cowboy« war schwer verletzt. Aber er würde durchkommen.

Über das Schicksal der übrigen Besatzung redete ich Stunden später mit einigen hohen Vertretern der Stadt bei einem heißen Tee. Wir beschlossen, über die ganze Sache den Mantel des Vergessens zu decken. Es war besser für alle.

Im Hotel traf ich Suko.

Er strahlte wie eine ganze Kompanie Soldaten, die Sonderurlaub bekommen hatte. Shao wurde rot, als sie mich sah. Sie hatte schließlich noch etwas bei mir im Salz liegen.

Wir schauten uns an.

Ich lächelte und reichte ihr die Hand. »Vergessen wir es«, sagte ich.

Ich habe selten einen Menschen gesehen, der so beruhigt ausschaute. Als Suko dann Shao in ihr Zimmer gebracht hatte, trafen wir uns in der Bar.

»Du hast doch was vor?« fragte ich.

»Ja.«

Ich spielte mit einem Strohhalm. »Willst du sie mit nach London nehmen?«

»Hast du etwas dagegen, John?«

»Nein, um Himmels willen. Daß du so lange unbeweibt

herumgelaufen bist, hat vielen nicht gefallen. Vor allen Dingen deinen Fans nicht.«

Stimmt doch, nicht wahr, liebe Leser?

Nachsatz

Also ich meine ja, daß Suko darauf achtgeben muß, daß es ihm nicht so ergeht wie Bill Conolly. Aber wie ich ihn kenne, wird er sich die Butter schon nicht vom Brot nehmen lassen.

Die Zukunft wird es zeigen…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 50 »Der Gelbe Satan «
[2]Siehe John Sinclair Nr. 50 »Der Gelbe Satan «
[3]Siehe John Sinclair Nr. 2 »Die Totenkopf-Insel«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 47 »Der Alptraum-Garten«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 37 »Panik in Tokio«